

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Südafrika

30. Oktober 2003 bis 14. Februar 2004

Südafrika am Scheideweg

Menschenbilder und Momentaufnahmen

Von Arlette Geburtig

Südafrika vom 30.10. 2003 – 14.02.2004



Inhalt

1. Zur Person	160
2. Transformationsgedanken	160
3. Lost in Translation – die ersten Verwirrungen	160
4. Praktikum bei SABC	161
4.1. Special Assignment – die weiße Sicht auf Südafrika	162
5. Soweto	163
5.1. Bei Familie Rapotho	165
5.2. Ubuntu gibt's nicht mehr	166
5.3. Kein Geld für Bildung – Tshebedisanong Primary School	167
5.4. Aidsforschung im Baragwanath Hospital	170
6. NISSA hilft misshandelten Frauen	172
7. HIV ist überall – Hintergründe und Gespräche zur Aidspandemie	174
7.1. Community Aids Center Hillbrow	174
7.2. Geduld ist eine Tugend - das Treffen mit Angie Diale	175
7.3. HIV – vor allem ein Problem der Armen	176
7.4. Aids ist auch ein kulturell bedingtes Problem	178
8. Themba Labantu – Ein Pfarrer im wilden Westen	180
8.1. Die Suppenküche von Philippi	182
8.2. Wie Weihnachtssterne HIV-Infizierten helfen	183
8.4. Township-Schicksale	184
9. Radio Zibonele	185
9.1. Der Gesundheitssender für das Volk	186
9.2. Alles im Kopf	187
9.3. Ein DJ mit Deutschlanderfahrung	188
10. Die Frauengewerkschaft SEWU und der informelle Sektor	189
11. Black Empowerment und die ANC Women's League	191
	157

12. Zukunftsgedanken über Südafrika	192
13. Danke	195

1. Zur Person

Arlette Geburtig, geboren am 29.10.1970 im Taunus.

Studium der Neueren Deutschen Literatur und Medienwissenschaften, Italienisch und Französisch an der Philipps-Universität Marburg; daneben Studienaufenthalte in Frankreich und Italien. Mitarbeit bei der Deutsch-Italienischen Kulturzeitschrift *Onde*, Praktika bei n-tv, RTL, sowie freie Mitarbeit beim Hessischen Rundfunk, SAT 1 und dem WDR. Volontariat bei Radio K.W. in Moers und Rheinberg. Seit 2000 Redakteurin beim ZDF-Verbrauchermagazin „Volle Kanne - Service täglich“ in Düsseldorf.

2. Transformationsgedanken

Südafrika ist an einem Scheideweg. Was wird aus dem Schwellenland, das als Vorbild für den ganzen Kontinent angesehen wird? In den nächsten Jahren wird es sich entscheiden. Ist es dem Untergang geweiht oder wird es den Übergang in die erste Welt schaffen? Diese Fragen stellen sich überall während meines Aufenthaltes, denn es ist kurz vor den dritten demokratischen Wahlen des Landes (14. April 2004). Darüber spreche ich mit Intellektuellen, Politikern und Journalisten, aber auch mit weniger gebildeten Menschen und sogar mit Township-Bewohnern. Am kritischsten sind weiße Südafrikaner, aber auch viele Schwarze haben Angst und sind unsicher, was ihre Zukunft anbelangt, obwohl in den vergangenen zehn Jahren nach dem Ende der Apartheid schon so viele positive und viel versprechende Entwicklungen in diesem Land stattgefunden haben.

Doch zwei Probleme werden immer übermächtiger: zum einen die stetig wachsende Zahl der Aidskranken und zum anderen die hohe Arbeitslosigkeit. Beide Probleme wirken sich auf die wirtschaftliche Lage und die private Situation jedes Einzelnen im Lande aus.

Hier muss dringend etwas geschehen, wenn das Land nicht zugrunde gehen soll.

3. Lost in Translation – die ersten Verwirrungen

Das erste Abenteuer ist die Orientierung in der 3,5-Millionen-Stadt Johannesburg. Sie ist nicht einfach, bei mehreren Dutzend Bezirken und den immer gleichen Straßennamen. Egal in welchem Stadtteil man sich gerade befindet, es gibt immer eine 5th Avenue, eine 3rd Road oder eine 7th Street, die aber nicht zu verwechseln ist mit der 7th Road, oder manchmal

doch? Viele Straßen werden von den jeweiligen Regierungsbeamten auch einfach umbenannt, darum sollte man immer die neueste Karte haben. Das zweite Abenteuer ist die Autovermietung: „Rent a Wreck“. Für umgerechnet 8 Euro am Tag, inklusive Versicherung und Freikilometer, bekomme ich in Downtown Johannesburg tatsächlich ein Wrack. Es fährt, aber niemand weiß wie lange. Meines bleibt ca. einmal pro Woche liegen, aber die Mechaniker von der Autovermietung bekommen es immer wieder flott.

Auch die Sprachen haben es in sich. Zwar wird in Südafrika fast überall Englisch gesprochen (d.h. neben den anderen zehn Landesprachen), allerdings muss man sich an dieses Englisch erst einmal gewöhnen, denn zunächst klingt es wie eine afrikanische Stammessprache mit Klicklauten und rollenden Rrrs. Die Grammatik scheint der Kreativität des Einzelnen zu entspringen. Aber der gute Wille zählt und hilft letztendlich Sprachbarrieren zu überwinden. In meinem Fall dauert es ca. drei bis vier Wochen, dann verstehe ich fast jeden. Am Schluss kann ich sogar am Telefon die Hautfarbe des anderen „hören“, so wie das für Südafrikaner ganz selbstverständlich ist.

4. Praktikum bei SABC

SABC – South African Broadcasting Corporation – das ist wie ARD und ZDF zusammen, nämlich die öffentlich-rechtliche Rundfunk- und Fernsehanstalt in Südafrika. Sie ist riesengroß und besitzt drei verschiedene Fernsehkanäle: SABC 1, 2 und 3. Die ersten beiden Kanäle decken alle elf Landessprachen ab, der dritte sendet nur in Englisch. Desweiteren unterhält SABC 18 Radiosender. Der Hauptsitz befindet sich in mehreren großen Gebäuden in der Artillery Road im Stadtteil Auckland Park von Johannesburg.

Nationaler Rundfunk- und Fernsehsender – das klingt nach Bürokratie und mit ihr werde ich auch gleich am ersten Tag bekannt gemacht. Die Pförtner lassen mich zwei Stunden am Eingang warten, bis mich jemand von der Redaktion abholt. Ohne Hausausweis darf ich nicht alleine durch die bewachte Absperrung vor dem Bürotrakt. Das gleiche Spiel wiederholt sich noch zweimal, bis ich einen eigenen Hausausweis mit Foto erhalte, der mir von da an Zutritt gewährt. Meine Tasche wird trotzdem jeden Tag am Ein- und Ausgang gescannt, wie von jedem anderen Mitarbeiter auch. Wenn ich mein Aufnahmegerät mitbringe oder einen Fotoapparat, bekomme ich ein umfangreiches Formular, aus dem hervorgeht, dass es sich um mein Eigentum handelt und nicht um Diebesgut. Pech für denjenigen, der ein solches Formular verliert! Das ist einer Moderatorin mit ihrem Laptop passiert, vermutlich darf sie ihn bis heute nicht mit nach Hause nehmen.

Ich bin stolz, dass ich mich nach ca. einer Woche in dem gewaltigen Gebäude auskenne. Alle drei Kanäle befinden sich hier unter einem Dach. Zusammen ergeben sie bereits über die Hälfte der empfangbaren Programme im Lande – und da wird andernorts von Monopolismus gesprochen.

Die Radiokanäle von SABC sind gleich nebenan in einem anderen Gebäudekomplex. Sie haben zwar den besten Empfang im ganzen Land, müssen aber mit zahllosen Privatsendern und Community-Radios konkurrieren, womit der freie Wettbewerb wieder hergestellt wäre.

Auf dem Weg zur Arbeit sehe ich fast jeden Tag einen schweren Autounfall und mit der Zeit wird mir klar, warum Johannesburg als so gefährlich gilt.

Vor den meisten Ampeln stehen schwarze Obst- oder Zeitungsverkäufer und klopfen an die Autofenster. Manchmal sind es auch Kinder, die kleine Kunststücke aufführen oder einem nur die Hände entgegen strecken. Ich bin gebeten worden, ihnen niemals Geld zu geben, da sie sich Klebstoff davon kaufen würden – zum Schnüffeln. Auch „Dacha“, also Marihuana, kostet umgerechnet nur ein paar Cent und wird von vielen konsumiert.

Mich erstaunt, dass mir des Öfteren weiße Bettler auf der Straße begegnen, vor allem Männer. Unter ihnen sind auch viele junge Leute – ob das bereits eine Folge des „Black Empowerment“¹ ist?

4.1. Special Assignment – die weiße Sicht auf Südafrika

Special Assignment heißt die Sendung, bei der ich mein Praktikum machen darf. Ein investigatives Programm, das einmal wöchentlich auf die Missstände des Landes aufmerksam macht und mit seinen 20-minütigen Reportagen versucht, „für diejenigen zu sprechen, die nicht für sich selbst sprechen können“, erklärt mir die Moderatorin Anneliese Burgess. Sie ist eine von sechs Redakteurinnen, neben nur zwei männlichen Kollegen in der Redaktion, die die Sendung gestalten. Fast alle sind weiß, bis auf eine Muslimin. Sie sprechen entweder Afrikaans oder Englisch. Die Themen während meines Praktikums sind Drogensüchtige auf Entziehungskur, die Katholische Kirche, die trotz Aids gegen Kondome protestiert, ein Nahrungsmittelskandal, die mutmaßliche Spionageaffäre eines Polizeichefs und zu hohe Telefonrechnungen. Meine Aufgabe ist es, den Redakteuren Interviews zu besorgen, zu recherchieren und ab und zu als Ton-Assistent bei Dreharbeiten auszuhelfen, da die Redaktion ähnlich wenig Geld für ihre Produktionen zur Verfügung hat wie wir in Deutschland. Aber mir macht

¹ Als „Black Empowerment“ wird die Transformation der Wirtschaft in Südafrika bezeichnet. Das Regierungsprogramm „Black Economic Empowerment“ kurz: BEE steht für die Förderung der Teilhabe schwarzer Bürger an der Wirtschaft.

es Spaß, denn auf diese Weise bekomme ich gute Einblicke in die Arbeit der südafrikanischen Journalisten-Kollegen. Ob Special Assignment mit ihren Berichten aber wirklich die Mehrheit der Bevölkerung vertritt, ist die Frage und ob diese Berichte den Menschen helfen, ebenso. Soviel ich erfahre, ist es eher die Oberschicht, die diese Sendung schaut. Ohne Zweifel ist Special Assignment anspruchsvoll. Die Reportagen konzentrieren sich jedoch überwiegend auf die Aufdeckung der Missstände und die kritische Bewertung, nicht auf Informationen, wie und wo Betroffene Hilfe bekommen. Tatsächlich herrscht in Südafrika auch ein Mangel an Einrichtungen, die Bürgern bei ihren Problemen helfen.

Für meinen Vorschlag, so etwas wie Verbraucherzentralen in Südafrika einzurichten, ernte ich daher großen Beifall.

Die einzige schwarze Mitarbeiterin bei Special Assignment ist die Sekretärin Dimmakazu. Sie ist 24 Jahre alt und hofft seit Jahren, als Redakteurin bei SABC arbeiten zu dürfen.

Die Überzahl an weißen Redakteuren in dieser Redaktion ist untypisch für SABC. Denn als staatliches Unternehmen sollte der Sender im Sinne der „Affirmative Action“² 80 Prozent schwarze Mitarbeiter einstellen. In den anderen Abteilungen wird diese Quote erfüllt. Feindschaft aufgrund der Hautfarbe kann ich nirgendwo im Hause feststellen.

5. Soweto

Morgens um halb acht ist es in Soweto am schönsten. Dann geht die Sonne über den bunt zusammen gewürfelten Häuschen und Baracken auf und die Kinder laufen in ihren schwarz-weißen Schuluniformen über die Felder, auf denen schon lange nichts mehr angebaut wird, um zur nächstgelegenen Schule zu gelangen. In den engen staubigen Gassen zwischen den „Shacks“, den Bretterbuden oder „Streichholzschachteln“, wie sie genannt werden, weil sie nicht viel größer sind als solche und mehrköpfige Familien beherbergen, ertönen Musikfetzen und Nachrichten aus klapprigen Radios. Dazwischen ist Stimmengewirr von Familienmitgliedern zu hören, die sich zanken, unterhalten oder sich zum Ausgehen fertig machen.

Draußen auf den staubigen Wegen tragen Frauen in bunten afrikanischen Gewändern Gefäße oder Plastiksäcke auf ihren Köpfen. Später werden sie versuchen, diese mit etwas zu füllen, das sie für die meist wenigen Rand in der Tasche bekommen. Die Frauen haben es oft am schwersten in so einem

² *Quotenregelung für benachteiligte Schwarze am Arbeitsplatz. Die Regelung ist umstritten, weil die Hautfarbe zwar offiziell bei gleicher Qualifikation über die Jobvergabe entscheidet, aber inoffiziell spielt die Qualifikation kaum eine Rolle.*

Township. Sie müssen für ihre Familien sorgen, während ihre Männer, falls sie Arbeit haben, oft weit weg sind oder, wenn sie keine haben, dem Alkohol verfallen sind. Häufig kommt es zu häuslicher Gewalt. Nicht zuletzt, weil die Männer in diesem Land nach wie vor das Sagen haben und Frauen, vor allem in den Townships und den ländlichen Gegenden, immer noch als Menschen zweiter Klasse angesehen werden.

In der neuen demokratischen Verfassung von 1996, die als fortschrittlichste der ganzen Welt gilt, ist die Gleichberechtigung aller Bürger Südafrikas oberstes Gebot.

Doch was nützt das den Frauen aus den ländlichen Gebieten fernab jeglicher Informationsquellen oder den immerhin 16 Prozent Analphabeten. Viele Frauen wissen nichts von ihren neuen Rechten oder würden es niemals wagen, diese einzufordern und sich womöglich gegen den eigenen Mann zur Wehr zu setzen. Obwohl sie für die Kinder verantwortlich sind und häufig auch Geld ranschaffen, in dem sie z. B. bei Weißen in der Stadt putzen gehen und dafür stundenlange Fahrten mit den Minibussen hinnehmen, werden sie dafür von ihren Männern auch nicht mehr respektiert, als wenn sie es nicht täten. Im täglichen Überlebenskampf versuchen viele Frauen Konflikten aus dem Weg zu gehen und unterwerfen sich sogar dafür – wenn es sein muss.

SoWeTo, das South-Western Township, liegt etwa 15 Kilometer vom Zentrum Johannesburgs entfernt. Keiner weiß genau, wie viele Menschen auf den 120 km² leben. Die Schätzungen gehen bis hin zu fünf Millionen. Ursprünglich war es entstanden, um zeitlich begrenzte Wohnquartiere für die Minenarbeiter zu schaffen. Später wurde Soweto durch den „Urban Areas Act“³ von 1923 dann zum Ghetto der schwarzen Bevölkerung von Johannesburg. Obwohl ein staatliches Wohnungsbauprogramm hier hunderttausende von einfachen Zwei-Zimmer-Häusern schuf, die aufgrund ihrer Größe von der Bevölkerung als Streichholzschachteln bezeichnet werden, dehnen sich die illegalen Squatterquartiere immer weiter aus.

So fröhlich und freundlich es in Soweto während der Woche zugeht – freitags bleiben viele Bewohner lieber in ihren Häusern und Baracken. Dann bekommen die wenigen Männer, die Arbeit haben, ihren Wochenlohn ausgezahlt und nicht selten wird er direkt in Alkohol umgesetzt. Dafür gibt es eine Vielzahl von Shebeens, private „Wohnzimmerkneipen“, die in Zeiten der Apartheid illegal entstanden sind, da damals der Alkohol-Ausschank an Schwarze verboten war. Schon am späten Nachmittag torkeln betrunkene, gewaltbereite Männer durch die Straßen Sowetos und lassen schon mal ihren Frust an Kindern und Frauen aus.

³ Der „Black Urban Areas Act“ legte 1923 das Fundament für die räumliche Trennung der Rassen. Mit diesem Gesetz installierte man landesweit Passzwang und Zuzugskontrolle als Hauptelemente einer räumlich getrennten Entwicklung und rechtlichen Diskriminierung.

5.1. Bei Familie Rapotho

Ich habe das Glück, für zwei Wochen bei einer Familie in Soweto wohnen zu dürfen.

Die 24-jährige Dimmakazu kenne ich von SABC. Ihre Familie lerne ich erst in Soweto kennen, wo sie aufgewachsen ist. So viel Herzlichkeit habe ich bisher selten erfahren. Die ganze Familie ist stolz, dass ich bei ihnen wohnen möchte.

Dimmakazus Mutter arbeitet für die örtliche Heilsarmee und kommt abends spät nach Hause, weil sie große Strecken mit öffentlichen Verkehrsmitteln zurücklegen muss.

Ihr Vater ist im Alter von 35 Jahren gestorben. Er war Hobby-Marathonläufer. Jeden Morgen joggte er vor der Arbeit durch die Strassen Sowetos, machte sich aber nichts aus Vitaminen und Flüssigkeitszufuhr. So fiel er eines morgens bei einem seiner Läufe einfach um und war tot.

Dimmakazus Bruder ist 34 Jahre alt und war früher einmal ein richtiger „Gangster“. Er habe sogar im Gefängnis gesessen, erzählt Dimmakazu mir irgendwann. Gearbeitet habe er noch nie richtig, nur als Parkplatzeinweiser, aber das sei wenig lukrativ gewesen.

Jetzt verbringt er den ganzen Tag vor dem Fernseher. Dimmakazu bringt ihm immer genügend Kondome mit, damit er bloß keine Kinder in die Welt setzt. Auch Dimmakazus große Schwester wohnt noch bei der Familie. Sie ist 32, arbeitet als Einkäuferin einer Modefirma und spart jeden Cent für ihre 14-jährige Tochter. Gemeinsam leben sie alle in einem kleinen Steinhäuschen in Marokville in Soweto. Es gibt kein Badezimmer und keine Dusche. Stattdessen steht ein kleiner Bretterverschlag auf dem Hof mit einer Toilette darin. Dimmakazus Bruder räumt seine Zimmerecke, so dass wir in seinem Bett schlafen können. Das Räumchen ist nur durch eine wackelige Falttür vom Wohnzimmer getrennt. Er selbst schläft auf dem roten Stoffsofa, an dem noch die Plastikfolie klebt.

Mutter, Schwester und Nichte schlafen in dem anderen Bett im angrenzenden winzigen Schlafzimmer. Während meines Aufenthaltes in Soweto kommen manchmal Verwandte vorbei, die dann auch noch in einem der beiden Betten untergebracht werden.

Wer nachts mal austreten muss, weckt die ganze Familie, denn um über den Hof gehen zu können, muss erst jemand die Tür aufschließen. Zum Waschen bekomme ich jeden Morgen eine rote Plastikschüssel mit warmem Wasser auf das Bett gestellt. „Egal“, denke ich, doch als ich mitbekomme, wie Dimmakazus Bruder die gleiche rote Schlüssel benutzt, um mein Auto zu waschen, werde ich etwas zurückhaltender mit der morgendlichen Hygiene.

Ich gewöhne mich schnell dran, dass Dimmakazu Mutter jeden Tag um fünf Uhr früh an unseren Füßen rüttelt, um uns mitzuteilen, dass sie jetzt arbeiten geht. Wie ich erfahre, ist das ihre Art von Rücksichtnahme, damit wir uns keine Sorgen machen.

Die ganze Wohnung ist ein einziges Durcheinander. Ungebügelte oder ungewaschene Kleiderberge stapeln sich, in der schmutzigen kleinen Küche gibt es kein Geschirr und meist auch nichts zu Essen, dafür umso mehr Ungeziefer. Wenn wir gegrillte Hähnchen mit Maisbrei, „Papp“ genannt, mitbringen, wird mir die einzige Gabel im Haushalt angeboten, die völlig verbogen ist. Alle anderen essen mit den Händen. Bald komme ich mir vor wie im Zoo, denn die Nachbarn kommen ständig gucken und wollen mir die Hand schütteln. Noch nie hat ein Weißer in diesem Viertel gewohnt. Manche Kinder haben Angst vor mir. Sie haben noch nie eine Weiße gesehen und fangen bei meinem Anblick an zu weinen. Andere schauen neugierig um die Ecke, wenn ich mir im Hof unter dem einzigen Wasserhahn die Zähne putze. Als die Nachbarn die Familie fragen: „Wer ist die weiße Frau auf eurem Hof?“, antwortet Dimmakazu lässig: „Das ist unser Hausmädchen.“ Humor hat sie.

5.2. Ubuntu gibt's nicht mehr

„Früher haben hier alle zusammengehalten“, sagt Dimmakazu. „Jeder ist für den anderen eingetreten und alle haben einander geholfen. Es gab so etwas wie Gemeinschaftssinn.“ Das Zusammengehörigkeitsgefühl und der Respekt untereinander habe mit UBUNTU zu tun, fährt sie fort, „das ist der Begriff für ‚Mensch-Sein‘ und zwar durch andere. Jeder Mensch ist damit dem anderen gleichgestellt. Dieses Mensch-Sein bzw. Ubuntu hat bei allen Menschen die gleiche Qualität. Es verbindet die Menschen miteinander und mit Gott.“

Die afrikanische Grundlage für die Wiederherstellung des Friedens nach einem Konflikt ist die Überzeugung, dass kein Mensch von Ubuntu ausgeschlossen ist. „Durch Ubuntu sind wir alle miteinander verbunden, selbst mit unserem größten Feind. Wenn wir dies wissen und anerkennen, können wir gar nicht anders, als in allen Menschen unsere Brüder und Schwestern zu sehen“, erklärt Dimmakazu. „Viele glauben, dass Ubuntu geholfen hat, nach dem Ende der Apartheid ein friedliches Miteinander wiederherzustellen.“

Doch heute würde das den Jugendlichen nicht mehr beigebracht und so ginge Ubuntu allmählich verloren, glaubt Dimmakazu.

Die Zeit in Soweto nutze ich, um verschiedene Interviews zu führen, die ich vorher vereinbart habe. Natürlich wäre es lebensmüde, sich alleine auf den Weg zu machen, also nehme ich immer zumindest Dimmakazus Bruder Modisse als Beschützer mit. Meist kommen noch ein paar Kinder aus der Nachbarschaft dazu – alle lieben es, in einem Auto herumzufahren zu werden und kurbeln die Fenster weit herunter, um allen Freunden und Bekannten zuzuwinken. Seit meiner Ankunft wäscht Modisse jeden Morgen ungefragt mein Auto und bekommt dafür umgerechnet zwei Euro von mir. Als ich ihm sage, es sei nicht jeden Tag nötig, schaut er mich empört an und erklärt, dass es unbedingt notwendig sei. „Wenn man ein Auto hat, muss es immer blitzblank sein. Man muss doch schließlich den Nachbarn imponieren!“ Während der Interviews wartet er mit den anderen in meinem Auto auf mich und singt zu einer selbst aufgenommenen Musikkassette, die im Autoradio steckt. Ich mache mir Sorgen um die Autobatterie, aber ein Verbot nützt nichts. Zum Glück kann Modisse nicht Auto fahren.

5.3. Kein Geld für Bildung – Tshebedisanong Primary School

Tshebedisanong ist Sotho und heißt auf Deutsch übersetzt „Zusammenarbeit“. So heißt die Grundschule in Central White City Jabavu, irgendwo im Norden Sowetos. Sie ist eine von vielen hundert Township-Schulen.

Seit fünf Jahren ist George Pitsoe Leiter der Grundschule, nachdem seine Vorgängerin in den Ruhestand getreten ist.

Als ich ihn in der Schule treffe, ist sie gerade auf Besuch da, denn heute ist ein ‚Memorial‘, eine Gedenkfeier zu Ehren eines verstorbenen ehemaligen Lehrers. Niemand wird hier vergessen.

George Pitsoe war früher selbst Lehrer für Geschichte und Afrikaans. Studiert hat er auf dem Lehrer-College in Soweto, wie die meisten seiner Kollegen.

„Zusammenarbeiten“, das ist Georges Leitprinzip, denn ohne Zusammenarbeit funktioniert nichts in Südafrika. Mit den Nachbarschulen finden gemeinsame Veranstaltungen statt und es werden Wettbewerbe ausgetragen, denn Konkurrenz belebt die Gemeinschaft, sagt George Pitsoe.

Die Tshebedisanong Schule gibt es seit 1956. Überbleibsel aus der „Bantu-Erziehung“⁴ sind überall sichtbar. Die Einrichtung ist bescheiden. Es gibt keine Sportanlagen, keine Turnhalle, keine Mensa, keine Labors und auch keinen Computer sowie vieles andere. Denn die in der Apartheid für die Schwarzen vorgeschriebene Bantu-Erziehung benötigte das alles nicht. Damals wurden die schwarzen Kinder in den Townships lediglich in Gartenarbeit, Haushaltsführung, Kindererziehung und Reinlichkeit erzogen. Mehr brauchten sie ja nicht, um den Haushalt für weiße Herrschaften zu führen.

Auch heute noch sieht es an den Schulen in Soweto äußerlich nicht viel anders aus als vor 50 Jahren: bescheidene Räume, kahle Wände, Kinder in Schuluniformen. Nur der Unterricht hat sich geändert: heute lässt sich George nicht mehr vorschreiben, wie und was er und seine Lehrkräfte zu unterrichten haben. Heute bestimmen sie selbst, welche Schulbücher angeschafft oder beim Erziehungsministerium bestellt werden und welche Lehrmethoden geeignet sind.

Auch die Bestrafung wurde abgeschafft. Körperliche Züchtigung, die früher in diesen Schulen an der Tagesordnung war, ist mittlerweile per Gesetz verboten.

Erwachsene, die an ihre Schulzeit zurückdenken, zucken bei der Frage nach Bestrafung zusammen und erinnern sich, dass sie Schläge und Peinigungen für die kleinsten Kleinigkeiten erdulden mussten. So z. B. wenn sie bei der Haarkontrolle ungekämmt waren, bei der Händekontrolle schmutzige Fingernägel hatten oder die einzige Uniform zu Hause gewaschen werden musste und sie sie nicht anziehen konnten.

Auf die 350 Schüler in der Tshebedisanong Grundschule kommen neun Lehrer. Unterrichtet wird in Klassen mit ca. 50 Schülern, was nicht ungewöhnlich in Südafrika ist.

Doch es gibt andere Probleme. Fast immer haben sie mit Geld zu tun.

⁴ Das „Bantu-Erziehungs-Gesetz“ von 1953 regelte die Schulbildung für Schwarze im Sinne der Apartheid. Verbunden mit diesem Gesetz war unter anderem die Bestimmung, dass in den Stammesgebieten in der jeweiligen Bantu-Sprache unterrichtet werden sollte. Im Rahmen des Gesetzes wurden auch die grotesk ungleichen Bildungsaufwendungen für Schwarze und Weiße festgelegt. Die Argumentation des damaligen Ministers für Eingeborenenfragen, Henry F. war folgende: Erziehung und Ausbildung sollten bei den Eingeborenen keine falschen Erwartungen wecken, sondern sie lediglich auf ihre Funktion in der Gesellschaft vorbereiten. „Der Schwarze muss dazu angeleitet werden, seiner eigenen Gemeinschaft in jeder Hinsicht zu dienen. Oberhalb des Niveaus bestimmter Arten von Arbeiten ist für ihn in der weißen Gemeinschaft kein Platz. Innerhalb seiner eigenen Gemeinschaft aber stehen ihm alle Türen offen. Deshalb bringt es ihm nichts, eine Ausbildung zu erhalten, welche die Aufnahme in die weiße Gemeinschaft zum Ziel hat...“

Viele Eltern können die jährlichen Schulgebühren von umgerechnet vier Euro nicht bezahlen. Auch die Schuluniformen für 120 Rand, also 13 Euro, sind für viele Familien unerschwinglich. So versucht die Gemeinde zu helfen. Jeder, der ein bisschen Geld übrig hat, stiftet dies für gute Zwecke und für die Menschen, die noch weniger haben. Diese Einstellung, die man tatsächlich in Townships antrifft, hat aber auch etwas mit Aberglauben zu tun. Denn wer einen Job hat, muss sich dankbar zeigen und Opfer bringen, damit er den Job nicht wieder verliert.

Von den 350 Kindern, die in die Tshebedisanong Grundschule gehen, sind über die Hälfte als bedürftig eingestuft. Sie erhalten jeden Morgen, wenn sie das Gebäude betreten, das sog. „Mandela Sandwich“, ein Weißbrot mit Erdnussbutter, das die Regierung spendet und in den notwendigen Mengen an die Schulen sendet. Für einige der Kinder ist es die einzige Mahlzeit am Tag. Weil sie nach einem langen Schulweg und den plötzlich gefüllten Mägen müde sind, schlafen sie oft in der ersten Schulstunde ein.

Kinder zwischen sechs und vierzehn gehen auf die Tshebedisanong Schule. Die meisten sind fleißig, weil sie wissen, dass es die einzige Möglichkeit ist, der Armut zu entfliehen. Viele Eltern sind arbeitslos und wissen nicht, ob es am Abend genug zu essen gibt. Manche Eltern bangen, ob sie ihre Kinder weiterhin auf die Schule schicken können. Neben den finanziellen Problemen hofft George, dass sich mehr Eltern für die Schule ihrer Kinder interessieren.

Er lädt sie regelmäßig zu Elternabenden ein, aber nur wenige kommen. „Viele Eltern würden es lieber sehen, wenn ihre Kinder möglichst schnell anfangen zu arbeiten“, erzählt er „und nicht ihre Zeit in der Schule verträdelten.“ Doch die Arbeitslosigkeit in Südafrika ist so groß, dass nur der, der Bildung besitzt, eine Zukunft hat.

Viele Schwarze haben es immer noch schwer, eine gute Bildung zu erhalten. Auch wenn die Regierung möchte, dass langfristig 80 Prozent aller Arbeitsplätze an Schwarze vergeben werden (Black Economic Empowerment), nützt es dennoch nicht viel, wenn diese schwarze Mehrheit oft schlecht ausgebildet oder unmotiviert ist. Das wirft andere Probleme auf, die die wirtschaftliche Entwicklung Südafrikas auf eine harte Probe stellen, bis irgendwann vielleicht wirklich gleiche Bildungschancen geschaffen werden.

Mittlerweile gibt es überall im Lande gemischte Schulen. Die Zeiten der Rassentrennung sind seit dem Ende der Apartheid vor zehn Jahren offiziell vorbei. Das gilt aber hauptsächlich für die großen Städte wie Johannesburg und Kapstadt und für die Kinder der privilegierten schwarzen Mittelschicht, die es immerhin bis in die Großstadt geschafft haben. In den Townships sieht es anders aus, da hat sich in den letzten zehn Jahren, zumindest oberfläch-

lich betrachtet, nicht viel verändert. Hier sind nach wie vor die Schwarzen und Farbigen unter sich.

Kaum ein weißer Lehrer möchte an einer Township-Schule unterrichten.

Die Kinder in der Tshebedisanong Schule haben trotzdem keine Angst vor mir, denn der Direktor hat mich vorgestellt. Als ich Fotos mache, versucht jeder so weit wie möglich vorne und in der Mitte zu stehen, um nur ja mit aufs Bild zu kommen.

Nachdem George einem kleinen Mädchen freundlich den Kaugummi aus dem Mund nimmt, erzählt sie mir, dass sie Sheila heißt und sechs Jahre alt ist.

Ihre Schwester Happy ist neun Jahre alt. Happy will Soldatin werden „und kämpfen“, sagt sie. Der sechsjährige Thato und sein neunjähriger Freund Kagiso wären lieber Polizisten – „wegen der Action.“ Vermutlich haben sie einen Fernseher zu Hause.

Die sechsjährige Sheila geht gerne zu Schule, sie will Ärztin werden.

Als ich die Kinder frage, welche Berufe ihre Eltern haben, weiß es keiner von ihnen. Einige sagen, dass ein Elternteil arbeite, aber was der genau mache, dass wüssten sie nicht. Das ist nicht ungewöhnlich.

Der elfjährige Tshepo mag in der Schule am liebsten Trampolinturnen und Sotho. Er will Sozialarbeiter oder Arzt werden. Doch um alle diese Berufsziele zu erreichen, muss man viel lernen, und dafür braucht man Bücher. George schreibt ständig Briefe an Wohltätigkeitsorganisationen und Regierungsbehörden, in der Hoffnung, dass irgendjemand eine kleine Spende für die Schule übrig hat. Einmal habe ein reicher amerikanischer Professor 6.000 Dollar gespendet, die größte Summe, die die Schule je erhalten hat, erzählt George. Von dem Geld habe er eine kleine Bibliothek gebaut und eingerichtet.

In vielen Regalen fehlen zwar noch Bücher, aber George ist zuversichtlich, dass er auch dieses Hindernis überwindet und Bücherspenden auftreiben wird.

Einen engagierten Menschen wie ihn gibt es wohl selten an so einem Ort. Einen, der auf Karriere in der Stadt verzichtet und dort bleibt, wo er am nötigsten gebraucht wird.

5.4. Aidsforschung im Baragwanath Hospital

Wer ein bisschen Geld hat und nicht sterbenskrank ist, der setzt in Soweto keinen Fuß in dieses Krankenhaus. Das „Bara“, wie das Chris Hani Baragwanath Hospital überall genannt wird, ist mit seinen 3.200 Betten das

größte des Landes und wurde 1941 erbaut. 520 Ärzte bringen hier jedes Jahr fast 16.000 Babys zur Welt und behandeln alljährlich über 100.000 Notfälle. Die Zustände in diesem Krankenhaus sind zum Großteil katastrophal. Das meiste, was nicht niet- und nagelfest ist, wurde von Patienten und Personal gestohlen. Bei der Ein- und Ausfahrt überprüfen Sicherheitsbeamte daher den Inhalt meines Kofferraums. Da kein Geld für Neuanschaffungen vorhanden ist, bekommen Kranke auf den Stationen nicht einmal Decken oder Kissen.

Dennoch ist das Baragwanath Krankenhaus für die meisten Armen die erste Anlaufstation bei Krankheiten, Verletzungen oder Schwangerschaften.

Lorraine, die Pressesprecherin, führt mich durch die vorzeigbaren Räume des Krankenhauses. Ich bin erstaunt, dass sie schwarz ist, denn bei ihrem akzentfreien Englisch hatte ich am Telefon eine weiße Frau vermutet.

Die riesige Notaufnahme gleicht mehr einer Bahnhofshalle. Auf Holzbänken harren über 100 Patienten und Angehörige stundenlang aus, Kinder wimmern oder schreien. In kleinen, durch Vorhänge abgetrennten Kabinen, sitzen Ärzte, oft auch noch Medizin-Studenten, die die Patienten behandeln.

„Besonders stolz sind wir auf unsere Aidsforschung“, erklärt Lorraine und führt mich zu den Laboratorien des Krankenhauses.

Dr. Eftyhia Vardas ist die Leiterin eines neuen Forschungsprojektes, das einen Impfstoff aus mehreren Komponenten entwickelt hat, der gegen den in Südafrika am häufigsten auftretenden HIV-Subtyp „Clade C“ immun machen soll.

Die Langzeitstudien an Freiwilligen haben gerade erst begonnen, dennoch ist Dr. Vardas optimistisch: „Die Nebenwirkungen sind sehr gering.“ Einen Zusatzstoff bekämen sie sogar aus Deutschland, sagt sie. Das Problem sei nur, dass alles sehr teuer wäre und selbst wenn der Impfstoff die Menschen gegen HIV immunisieren könnte, würde er wohl nie allen Betroffenen zugänglich sein. Antiretrovirale Therapien sind daher auch im Baragwanath Krankenhaus nicht möglich.

In einem Bereich hat das Krankenhaus allerdings die Möglichkeit, zumindest die Übertragung des HI-Virus zu minimieren. Schwangere Frauen, die HIV-positiv sind, bekommen vor der Geburt das Medikament Nevirapin verabreicht. Damit wird das Übertragungsrisiko von der Mutter auf den Fötus um ca. 80 Prozent gemindert. Obwohl das Mittel, das auch unter dem Namen Viramune bekannt ist, seit 2001 vom Hersteller Boehringer in Ingelheim kostenlos zur Verfügung gestellt wird, weigerte sich die südafrikanische Regierung bis zu einer gerichtlichen Verurteilung in diesem Jahr, diese antiretroviralen Medikamente schwangeren Müttern flächendeckend zur Verfügung zu stellen.

Im Baragwanath Krankenhaus können die HIV-infizierten Mütter nach der Geburt ein halbes Jahr lang kostenlos Milchpulver vom Krankenhaus bekommen, denn Stillen wäre aufgrund des Übertragungsrisikos zu gefährlich, erläutert Lorraine. Trotzdem gibt es Mütter, die an dem alten Slogan „Feeding by breast is the best“ festhalten. Manche stillen ihre Kinder auch aus Angst davor, was die Nachbarn ansonsten denken könnten. Sie gehen lieber das Risiko ein, ihr Kind mit HIV zu infizieren.

„Trotz der Aufklärungsprogramme können wir das nicht verhindern“, sagt Lorraine, während wir wieder zur großen Halle laufen.

Jeder kann sich hier im Baragwanath Krankenhaus kostenlos auf HIV testen lassen, doch viele wollen ihren Status gar nicht kennen. Der Test ist sehr fortschrittlich, das Ergebnis liegt bereits nach einer Stunde vor.

6. NISSA hilft misshandelten Frauen

Pontscho K. Segwai ist die Pressesprecherin von NISSA in Lenasia bei Johannesburg. NISSA steht für „Institut for Women’s Development in South Africa“. Die Organisation will die Autonomie von Frauen fördern und ihnen Kontrolle über ihr Leben ermöglichen, dazu gehört auch die Hilfe bei häuslicher Gewalt.

Pontscho erzählt, dass ca. 200 Frauen im Monat NISSA um Hilfe bitten. „Und das sind nur diejenigen, die in der Nähe wohnen. Für all die anderen gibt es andere Hilfsorganisationen“, sagt sie. Die Frauen bekommen, wenn nötig, auch eine vorübergehende Unterkunft und dürfen ihre Kinder (Jungs nur bis zwölf Jahre) ebenfalls mitbringen.

Frauenmissbrauch ist zurzeit ein sehr großes Problem in Südafrika. Viele Frauen und Mädchen werden misshandelt und sexuell missbraucht, weil die alten Traditionen des Patriarchats noch herrschen und sie weiterhin als Menschen zweiter Klasse angesehen werden. Die Frauen, die finanziell von ihren Männern abhängig sind, wagen erst recht nicht, sich gegen ihre Partner aufzulehnen. Sie riskieren Verletzungen und Krankheiten, selbst HIV, um weiterhin finanziell versorgt zu werden.

Bei den 30- bis 40-Jährigen, die in den 70er Jahren während der Apartheid zur Schule gingen, ist die Gewaltbereitschaft besonders hoch. Es scheint eine Verbindung zu geben zwischen den Gräueltaten des Apartheidregimes, die viele bis heute nicht verarbeitet haben, und den unkontrollierten Gewaltausbrüchen. Häufig ist Alkohol im Spiel. Viele Männer sind arbeitslos und blicken in eine hoffnungslose Zukunft. Die Gewalt kommt auch in

den besseren Gesellschaftsschichten vor und übertrifft bei weitem das, was wir aus den westlichen Ländern kennen.

Eine weitere Ursache ist wohl in der Entwurzelung vieler schwarzer Südafrikaner zu finden, die in den 60ern und 70ern von der weißen Regierung in so genannte „Homelands“, weit von ihrer ursprünglichen Heimat entfernt, umgesiedelt wurden. Jetzt wollen viele dort wieder weg. Die Menschenströme aus den kargen Gebieten der Transkei und Ciskei in Richtung Westkap oder nach Johannesburg reißen nicht ab. Der Motor ist die Hoffnung auf ein menschenwürdigeres Dasein. Täglich kommen 10.000 Menschen viele von ihren Familien getrennt, an, um erst einmal Arbeit und eine Unterkunft zu finden. Damit sind sie zunächst wieder entwurzelt. Das führt bei vielen Männern zu Verzweiflung, Enttäuschung, Wut oder Aggression.

NISSA hat überall Plakate aufgehängt, auf denen steht: „Real men don't abuse women“ oder „You are only half a man if you rape a woman“.

Bei NISSA werden die Frauen beraten, sie bekommen psychologische Hilfe angeboten und im besten Fall kommt es nach häuslicher Gewalt sogar zu einer Paartherapie, erfahre ich von Pontscho: „Wenn alles nicht hilft und die Frauen nicht mehr nach Hause zurückkehren wollen, haben sie bei NISSA die Möglichkeit, auf einer Farm zu leben und Gemüse anzubauen, wovon sie sich und ihre Kinder ernähren können. Das, was übrig bleibt, dürfen sie verkaufen.“

Die Organisation kämpft für die Rechte und für die Gleichberechtigung von Frauen und will ihnen allen beibringen, sich selbst wertzuschätzen und als gleichberechtigte Individuen zu sehen. Dazu ist gerade in den unterentwickelten ländlichen Regionen noch viel Arbeit nötig.

Pontscho ist 25 und sagt, sie sei aus Überzeugung immer noch Jungfrau, da sie sich auf keinen Fall einem Mann unterwerfen wolle. In ihrer Township-Kindheit musste sie für ihre vier Brüder kochen, waschen und putzen, weil sie das einzige Mädchen in der Familie war. Gegen diese Ungerechtigkeit, die mit dem tradierten Rollenverständnis einhergeht, lehnt sie sich noch heute auf. Außerdem könne sie keinem Mann vertrauen, denn die Männer seien alle gleich und benähmen sich wie Tiere. Vergangene Woche sei ihre Freundin vergewaltigt worden. Gemeinsam hätten sie den vermeintlich harmlosen jungen Mann kennen gelernt und weil Pontscho glaubte, ihm vertrauen zu können, habe sie die Freundin mit ihm alleine gelassen. Ein Fehler, den sie zutiefst bereue. Sie habe die Freundin aber später dazu bringen können, zur Polizei zu gehen und den Täter anzuzeigen. Jetzt hoffen beide darauf, dass er bestraft wird.

7. HIV ist überall – Hintergründe und Gespräche zur Aidspandemie

Fünf Millionen Menschen in Südafrika sind HIV-positiv. Darunter sind 1,8 Millionen Kinder. Etwa 1.600 Menschen stecken sich in Südafrika jeden Tag mit dem Virus an. Im Jahr 2005 werden nach Schätzungen sechs Millionen SüdafrikanerInnen HIV-positiv sein. Nach Angaben der UNO wird die durchschnittliche Lebenserwartung in den nächsten Jahren aufgrund der Krankheit von heute 57 Jahren auf 48 Jahre sinken.

7.1. Community Aids Center Hillbrow

Viele Interviews führen mich nach Hillbrow, einem berüchtigten Schwarzen-Viertel in Johannesburg, in dem besonders viel Kriminalität herrscht. Hillbrow ist die erste Anlaufstation von Arbeitsuchenden aus dem ganzen südlichen Afrika, die die Townships schon hinter sich gelassen haben.

Diesmal bin ich mit meinem Autowrack an misstrauischen Gesichtern vorbei in die Esselin Street zum Community Aids Center gefahren.

Maria Sbanyoni, die Pressesprecherin, begrüßt mich und erklärt, dass das Zentrum 1984 als Aidsinformations- und Trainingsort eingerichtet wurde. Es ist das Erste in der ganzen Provinz Gauteng. „Mit Hilfe von Spenden haben wir das Zentrum ausgebaut, so dass wir neben Patienten mit HIV auch solche mit sexuell-übertragbaren Infektionen oder mit Tuberkulose beraten können. Außerdem unterstützen wir hier Frauen bei der Familienplanung. Zu unserem Angebot gehört auch der freiwillige HIV-Test und die Therapie in Gruppen“, erklärt Maria.

Weil sich HIV immer mehr ausbreitet, gibt es mittlerweile unzählige solcher Zentren, die im ganzen Land verteilt sind.

Etwa 4.000 Patienten kommen monatlich alleine ins Aids Center Hillbrow. „Das Hauptproblem hier ist die Migration. Dieses Viertel ist die erste Station für Ausländer und Menschen aus anderen Provinzen, die Arbeit suchen“, erzählt Maria in sehr einfachen englischen Sätzen, deren schwarzafrikanische Herkunft man tatsächlich hören kann.

Hillbrow ist eine Durchgangsstation, kaum einer bleibt für immer. Fernab ihrer Familien hätten viele Männer sexuelle Kontakte und auch die Vergewaltigungsrate sei hier besonders hoch.

Kostenlos bekommt jeder Kondome, die vom Gesundheitsministerium gespendet werden. Manchmal hat Maria schon gesehen, wie Patienten die Kondome abends auf der Straße weiter verkaufen.

„Es ist noch viel Aufklärung nötig. Viele Männer wissen nicht einmal, wie ein Kondom verwendet wird. Andere wollen es nicht benutzen, denn

da seien Würmer drin. Wieder andere behaupten, die Kondome seien mit HIV infiziert oder Männer, die Kondome gebrauchten, seien keine richtigen Männer. Diese Vorstellungen und Vorurteile gibt es überall“, erzählt Maria lachend.

Eine gut aufgeklärte Gruppe dagegen seien die „Sexworkerinnen“, die auf den Straßen arbeiteten, erzählt Maria weiter. Sie könnten in dem Aidszentrum kostenlos Frauenkondome bekommen, die in die Vagina eingeführt werden und das Infektionsrisiko um 90% mindern. „Jeden Monat verteilen wir 2.500 Frauenkondome und über 700.000 Männerkondome.“ Die Männerkondome seien allerdings benutzerfreundlicher und darum auch sicherer, meint Maria.

„Werden die Infizierten hier auch medizinisch versorgt?“, möchte ich wissen. „Nein, für so etwas müssen wir die Leute zu einer anderen Einrichtung schicken. Dazu reicht unsere Kapazität nicht aus. Bei den Gesundheitsämtern bekommen sie Vitamine und Prophylaxen gegen die Infektionen“ erklärt Maria. „Der Fokus liegt bei uns auf der Prävention, darum beraten wir Betroffene und organisieren Selbsthilfegruppen.“

„Aufklärung ist alles“, davon ist Maria überzeugt. „Wir reden mit den Leuten über Verhütung und sogar Abstinenz. Es muss eine Veränderung in den Köpfen der Menschen stattfinden, sonst kann HIV/Aids nicht gestoppt werden.“ Ob sie diesbezüglich optimistisch oder pessimistisch in die Zukunft blicke, möchte ich von Maria wissen. „Sehr optimistisch“ antwortet sie, „irgendwann werden wir ein Heilmittel finden!“

7.2. Geduld ist eine Tugend - das Treffen mit Angie Diale

In Südafrika muss ich oft auf Gesprächspartner warten. Bisher hat mich aber noch nie jemand geschlagene vier Stunden warten lassen und das auch noch bei einem Treffpunkt auf offener Strasse.

Ich habe mich mit der Managerin einer Aidshilfeorganisation in Soweto verabredet. Sie ruft mich innerhalb der vier Stunden mehrfach auf meinem Handy an, um mir mitzuteilen, sie sei unterwegs oder gleich da, sie habe sich verfahren, es würde nicht mehr lange dauern und sie habe eine Freundin vorgeschickt. Nach drei Stunden glaube ich ihr nichts mehr, aber die pure Neugier, was sie für eine unglaublich unverschämte Person sein muss, lässt mich ausharren. Und dann kommt sie tatsächlich noch, Angie Diale, eine knapp 40-Jährige, gut aussehende Frau in einem bunten traditionellen Xhosa-Gewand. Sie hat tatsächlich eine Freundin mitgebracht, ebenfalls traditionell gekleidet.

Meine anfängliche Reserviertheit und Skepsis weicht bald purem Erstaunen, denn Angie Diale ist eine ungewöhnlich aktive Person. Sie entschuldigt sich mehrfach für die Verspätung, das sei auch ihr noch nie passiert. Nach der ersten Tasse Tee in einem Restaurant bricht allmählich das Eis.

7.3. HIV – vor allem ein Problem der Armen

„Ich bin HIV-positiv und mein jüngster Sohn ebenfalls“, erzählt Angie Diale, die Koordinatorin des HIV-/Aidsprogramms von World Vision in der Soweto Region Orlando East. Sie ist eine der immer noch wenigen Menschen, die sich öffentlich zu ihrem Status bekennen. Die 39-jährige Xhosa-Frau hat sich vor etwa acht Jahren bei ihrem Ehemann infiziert, als beide nach einer Ehekrise wieder zusammen kamen. „Ich hatte nie einen anderen Mann außer ihn“, versichert sie. Als er die Vaterschaft ihres dritten Kindes plötzlich leugnete, wusste sie, dass etwas nicht stimmen konnte. Doch erst als ihr 18 Monate altes Baby krank wurde und in die Klinik musste, erfuhr sie, was los war. „Er muss sich nicht bei mir entschuldigen“, sagt sie über ihren Ex-Mann. „Denn ich war ja seine Frau und musste wie alle anderen Frauen die Infektionen und Krankheiten hinnehmen. Aber unserem Kind hätte er das nicht antun dürfen. Wenn er mir gesagt hätte, dass er HIV-positiv ist, hätte ich unserem Kind nicht die Brust gegeben. Dann wäre das Virus vielleicht nicht übertragen worden.“ Nach der Trennung lebt Angie Diale jetzt mit den drei Kindern bei ihrer Mutter. Sie setzt sich für HIV-infizierte Menschen ein und arbeitet an zahlreichen Hilfsprogrammen mit.

Die ehemalige Krankenschwester ist eine von ca. fünf Millionen Menschen in Südafrika, die mit dem HI-Virus infiziert sind. Das sind mehr Menschen als in der übrigen Welt.

Zwei Drittel aller infizierten Südafrikaner sind Frauen und Mädchen.

Die Verbreitung des Virus in Südafrika ist regional unterschiedlich. Die meisten HIV-/Aidskranken gibt es in den Provinzen KwaZulu-Natal und Mpumalanga. In ländlichen Gebieten, wo die wirtschaftliche Not und die Arbeitslosigkeit am größten sind, gibt es teilweise HIV-/Aidsraten von bis zu 80 Prozent.

Die wirtschaftlichen Folgen von HIV/Aids sind absehbar. Die Schere zwischen Arm und Reich klafft ohnehin schon weit auseinander. Derzeit liegt die Arbeitslosenquote bei ca. 35 Prozent.

Die Erwerbsbevölkerung wird durch HIV weiter abnehmen. Bei unqualifizierten Arbeitskräften sind die Infektionsraten am höchsten, aber auch gut ausgebildete Kräfte sind betroffen, so dass das wirtschaftliche Wachstum zurückgehen wird, was dem Land großen Schaden zufügt. Einige

Unternehmen wie Daimler-Chrysler reagieren zwar auf die Pandemie und haben Aidsprogramme für die Mitarbeiter gestartet: kostenlose Tests, Aufklärung, medizinische Versorgung und Risikomanagement durch optimierte Sozialleistungen. Doch das ist momentan nur ein Tropfen auf den heißen Stein.

Am meisten beunruhigt Angie Diale der Anstieg der Neuinfektionen bei Jugendlichen: "Sie praktizieren ungeschützten Geschlechtsverkehr, probieren herum und haben häufig mehrere Partner gleichzeitig. Viele junge Mädchen werden schwanger und tragen bereits HIV-infizierte Babys aus." Als Grund hierfür nennt sie die mangelnde Wirkung von Aufklärungskampagnen. Obwohl das Virus hauptsächlich durch Geschlechtsverkehr übertragen wird, weigern sich viele Männer, Kondome zu benutzen.

Die in Südafrika immer noch vorherrschenden patriarchalischen Gesellschaftsstrukturen spielen zweifelsohne eine große Rolle bei der Verbreitung von HIV/Aids. Finanzielle Abhängigkeit vom Partner erhöht bei Frauen das Risiko der Virusinfektion, denn unter Umständen haben sie überhaupt keine Handlungsmöglichkeiten, wenn es um Sex geht. Selbst wenn sie über Verhütung Bescheid wissen, trauen sich viele Frauen nicht, mit ihren Männern darüber zu reden, aus Angst sie würden dann der Untreue bezichtigt und geschlagen werden. Außerdem muss eine gute Frau fruchtbar sein, was die Verhütung und den Gebrauch von Kondomen schwierig macht.

Je ärmer eine Frau ist, desto höher ist das Aidsrisiko. Gerade in den Townships werden Frauen besonders häufig Opfer sexueller Übergriffe.

Auf der anderen Seite ist in den letzten Jahren eine Art Frauenbewegung in Südafrika entstanden, die viele junge Frauen selbstbewusster gemacht hat. Nicht zuletzt durch das staatliche „Affirmative-Action-Programm“ sind heute mehr schwarze Frauen berufstätig und damit finanziell unabhängig. Unter ihnen findet man immer mehr, die sich in sexueller Hinsicht sehr aufgeklärt verhalten und über ihre Rechte als Frau (die auch in der neuen Verfassung stehen) Bescheid wissen. Diese Frauen leben vor allem in größeren Städten und weniger in den ländlichen Gebieten.

Das Virus unterscheidet nicht nach Arm und Reich. Allerdings sorgt ein höherer Bildungsstand, insbesondere bei Frauen, für eine bessere Gesundheitsaufklärung und damit könnte die Zahl der Neuinfektionen langfristig auch wieder sinken, wie Beispiele aus anderen afrikanischen Ländern, etwa Uganda, zeigen.

Ein zentrales Problem bei der Bekämpfung von HIV/Aids ist in Südafrika das Tabu-Thema Sex.

Für viele Männer und Frauen ist es schwer, offen über Sex zu sprechen und erst recht, ihren HIV-Status offen zu legen. Die Angst vor gesellschaftlicher Ächtung ist nach wie vor groß. Viele befürchten, von der Familie

und ihren Freunden verstoßen zu werden oder ihre Arbeit zu verlieren, so wie es Angie Diale passiert ist, deren Kolleginnen sie beim Vorgesetzten anschwärzten.

Sie hat vier Jahre gebraucht, um ihrer Mutter zu erzählen, dass sie HIV-positiv ist. „Die Diskriminierung und Stigmatisierung von HIV muss gebrochen werden“, fordert Angie Diale. „Die Leute müssen öffentlich bekennen können, dass sie HIV haben und Familien müssen lernen, das zu akzeptieren. Wenn wir lernen, HIV zu akzeptieren, dann wird es unser Leben verändern und verbessern, vor allem, wenn allen Betroffenen die Medikamente zugänglich gemacht werden“ meint sie und spielt damit auf das neue Aidsprogramm der Regierung an, das antiretrovirale Medikamente in einigen Jahren flächendeckend zur Verfügung stellen will. Bisher konnten sich nur wohlhabende und privat versicherte Südafrikaner Medikamente leisten, die den Krankheitsprozess verzögern.

Zwar legt die Verfassung fest, dass alle schwangeren Frauen Zugang zu antiretroviralen Arzneimitteln haben sollen, doch aus Mangel an finanziellen Ressourcen und Einrichtungen, vor allem in den Townships und den ländlichen Gebieten, ist dies nicht gewährleistet. Längst haben nicht alle Menschen mit HIV/Aids in Südafrika die gleichen Möglichkeiten.

Angie Diale will dafür kämpfen, dass auch die Armen besser versorgt werden.

Der Kampf für alle Betroffenen hat Angie Diale noch stärker gemacht.

„Eigentlich bin ich sogar dankbar für das HIV-Virus“, sagt Angie Diale, denn das Virus hat mein Leben von Grund auf verändert. Ich arbeite jetzt in dem Umfeld, das ich liebe und in dem ich mich weiter entwickeln kann. Es klingt ironisch, aber das HIV-Virus hat mir ein besseres Leben gegeben und ich hoffe, noch lange genug zu leben, um viele Menschen aufklären zu können.“

7.4. Aids ist auch ein kulturell bedingtes Problem

„Bisher hat man kulturelle Gründe viel zu wenig in der Aidsdebatte beachtet“, sagt der Südafrika-Korrespondent Wolfgang Drechsler, der seit 20 Jahren in Südafrika lebt: „Nicht nur weil man in Afrika nur schwer über Sexualität spricht, sondern auch, weil man auf weißer Seite ein großes Problem hat, kulturelle Praktiken anderer Kontinente und Länder zu analysieren, hat man sich jahrelang darum gedrückt und viele Mythen in die Welt gesetzt. Das hat Afrika nicht gut getan und vermutlich dazu beigetragen, dass diese Aids-epidemie so weit fortgeschritten ist.“

HIV wird in Südafrika hauptsächlich sexuell übertragen. Es ist hinläng-

lich bekannt, dass viele Schwarze an Geschlechtskrankheiten leiden, was auch durch die fehlende Hygiene, die Übertragung erleichtert. Verschiedene Sexualpraktiken, die u.a. kulturell begründet sind, fördern die Verbreitung des Virus. So zum Beispiel die Witwenerbschaft: stirbt der Ehemann, heiratet einer der Brüder oder Cousins die Witwe, um diese und ihre Kinder zu versorgen. Der neue Ehemann muss die Witwe dann praktisch „reinschlafen“. Das bedeutet, wenn die Frau Aids hat, wird es auf diese Weise weitergegeben. Des Weiteren verlangen viele Männer von ihren Frauen „dry sex“: Die Frauen trocknen ihre Vagina mit verschiedenen Mitteln (z. B. Putzmittel, Salz, Baumwolle) aus. Das führt zu Risswunden in der Vagina und zerstört den Bakterienhaushalt der Scheidenflora; beides erhöht natürlich die Gefahr der Krankheitsübertragung.

Weit verbreitet ist in Südafrika die Polygamie. Besonders gefährlich sind gleichzeitig geführte sexuelle Partnerschaften dann, wenn jemand eine frische HIV-Infektion hat. Denn diese ist besonders ansteckend und der Betroffene wird mit höherer Wahrscheinlichkeit andere Partner anstecken. Außerdem ist gerade bei traditionellen Südafrikanern die Jungfräulichkeit sehr hoch angesehen, weshalb manche Mädchen nur Analverkehr praktizieren, was durch die Verletzungsgefahr das Infektionsrisiko deutlich erhöht. Besorgniserregend sind auch die hohen Vergewaltigungsraten. Selbst Babys und Kleinstkinder werden sexuell missbraucht. Es wird vermutet, dass dies häufig geschieht, weil die Täter glauben, Aids könne durch Sex mit einer Jungfrau geheilt werden (dieser Glaube wird häufig von traditionellen Heilern, „Sangomas“, verbreitet). Eine steigende Zahl junger Mädchen ist infolge dessen HIV-positiv.

Auch soziale Faktoren spielen bei der Verbreitung von Aids eine Rolle, wie die Arbeitsmigration: viele Männer arbeiten entfernt von ihren Familien in Minen oder sind als Wanderarbeiter unterwegs und haben außereheliche Kontakte, z. T. mit Prostituierten.

Allein in die Westkap-Region kommen jede Woche 10.000 Menschen in der Hoffnung auf eine Arbeit und bessere Lebensbedingungen.

„Die Gesellschaft wurde in ihren Grundfesten während der Apartheid zerstört“, erklärt Wolfgang Drechsler. „Teilweise hat es durch Apartheidpraktiken, teilweise durch die Wanderung vom Land in die Stadt, enorm viele soziale Verschiebungen gegeben, die in Kombination mit kulturellen Faktoren wie Polygamie etc. die Ausbreitung von Aids erklären können.“

Diese kulturellen und sozialen Aspekte müssten viel stärker in die Aidsdebatte miteinbezogen werden, glaubt Wolfgang Drechsler. Nur so könne man neue, wirksamere Methoden zur Prävention finden.

Das ist keine leichte Aufgabe, wenn selbst die Regierung nicht offen Stellung bezieht. Lange Zeit hat Präsident Thabo Mbeki öffentlich die

Meinung vertreten, dass HIV mit Aids nichts zu tun habe und Aids im Wesentlichen ein Armutproblem der schwarzen Bevölkerung sei. „Der Grund liegt bei der damit verbundenen Stigmatisierung“, vermutet Wolfgang Drechsler: „Mbeki wehrt sich dagegen, dass Schwarze von Weißen als ausschweifende, lüsterne, promiskuitive Wesen gesehen werden. Dieses Stereotyp versucht er zu brechen, indem er dementiert, dass der eigentliche Grund ein Virus ist, der sexuell übertragen wird.“

Dabei sind selbst Regierungskreise nicht von der tödlichen Immunschwächekrankheit verschont geblieben. So ist z.B. der Sprecher von Thabo Mbeki sehr jung an einer plötzlichen Krankheit verstorben. Auch der ehemalige Chef der Jugendliga des ANC, Peter Mokaba, ist vor zwei Jahren an Aids gestorben, ohne es öffentlich einzugestehen. „Es wurde dann allgemein gesagt, er sei plötzlich erkrankt“, erzählt Wolfgang Drechsler. „Skandalös ist, dass Mokaba zum Ende seines Lebens im Parlament noch die Mbeki-Politik vertreten hat und behauptete, dass nicht das HI-Virus der eigentliche Verursacher von Aids sei. Um sein eigenes Schicksal zu vertuschen, hat er lieber neue Mythen in die Welt gesetzt.“

Was Südafrika dringend brauche, seien Vorbilder, fährt Wolfgang Drechsler fort. Das seien Leute, wie der weiße Richter am Verfassungsgericht, Edwin Cameron, der öffentlich eingestanden hat, homosexuell und HIV-positiv zu sein. „Edwin Cameron ist meines Wissens jetzt schon seit 20 Jahren HIV-infiziert und lebt.“

Eine Verhaltensänderung kann nur erfolgen, wenn es eine gesellschaftsfähige Debatte gibt, wenn sich keiner mehr zu schämen braucht. Die Einbindung von Prävention und Betreuung Aidskranker innerhalb der ganzen Gemeinde ist wichtig. „Das ganze Land muss hier an einem Strang ziehen, aber bis dahin ist es noch ein weiter Weg.“

8. Themba Labantu – Ein Pfarrer im wilden Westen

Nyanga ist ein Township bei Kapstadt. Nyanga ist das Xhosa-Wort für „Mond“, aber die Menschen in diesem Township erleben eines noch häufiger als den Mond, nämlich Mord. „In Nyanga gibt es die höchste Mordrate am ganzen Westkap“, erzählt mir Otto Kohlstock, während wir in seinem alten BMW durch das Township fahren. Vorsichtshalber macht selbst er die Knöpfchen runter – „man weiß ja nie.“

Überall stehen Baracken aus Wellblech und Pappe, bunt zusammengewürfelt, manchmal nur mit losen Brettern oder etwas Stacheldraht voneinander getrennt. Die Straßen sind staubig, Kinder spielen mit alten Autoreifen am Wegesrand. Schilder mit Straßennamen gibt es selten.

Wer hier unbeschadet herauskommen will, muss seinen Weg sehr genau kennen. Anhalten kann tödlich sein. „Nicht aus Hass der Schwarzen gegenüber den Weißen, sondern schlicht aus bitterer Armut oder aus Langeweile überfallen Jugendliche Autos, denn die meisten hier haben keine Arbeit und lungern herum“ sagt Otto.

Wir kommen in Philippi, einem anderen, jungen Township an, das erst in den 80er Jahren als Squattercamp entstanden ist, also einer informellen Siedlung aus einem Meer von einfachsten Blech-Baracken. Damals sind viele Menschen vor der Gewalt in einem benachbarten Township hierher geflohen. Wir halten an einem kleinen weißen Kirchengebäude, das einst von weißen Missionaren errichtet wurde und jetzt der schwarzen Lutherischen Gemeinde hier gehört.

Otto ist seit einem Jahr der weiße Pfarrer dieser schwarzen Gemeinde. Das ist ungewöhnlich.

Wir befinden uns in der „Eisleben Road“, die nach dem Geburtsort Martin Luthers benannt ist und vor dem „Group Areas Act“⁵ in den 50er Jahren sogar von Obst- und Gemüsebauern aus der Lüneburger Heide über ein Jahrhundert lang bewohnt worden war, bis die Weißen umgesiedelt und entschädigt werden mussten. Für Otto ist es genau der richtige Ort für soziale Arbeit.

Stolz erzählt er, dass er der letzte Missionar des Berliner Missionswerkes sei. Vor einem Vierteljahrhundert kam er aus der damaligen DDR hierher, um den Menschen in Südafrika zu helfen. Seitdem hat er nie an Rückkehr gedacht.

„Themba Lambantu“ heißt das Community Centre (Gemeindezentrum), das Otto Kohlstock seit einem Jahr leitet. Es bedeutet: „Hoffnung für die Menschen“.

Wir werden von Madiba, seinem Hausmeister, begrüßt, mit dem Otto ein paar Worte auf Xhosa spricht. Die Sprache, die am Westkap am meisten gesprochen wird, hat er jahrelang an der Kapstädter Uni gelernt. Auch ich werde gleich freudig mit dem typischen Händedruck begrüßt, bei dem man erst die gekrümmten Finger ineinander hakt und dann die Daumen als Zeichen der Sympathie mehrfach gegeneinander presst.

Zahnlücken blitzen aus dem dunklen Gesicht auf, als ich Madiba mit meinen paar Brocken Zulu begrüße: „Sawubona! Unjani.“ Er bricht in schal-

⁵ Der „Group Areas Act“ von 1950 war eine Steigerung des „Black Urban Areas Act, der die räumliche Trennung von Schwarzen und Weißen im Sinne der Apartheid vorantrieb. Den ethnischen Gruppen wurden unterschiedliche Wohngebiete in den Städten zugewiesen und jedem Bürger Südafrikas untersagt, in dem Wohngebiet einer anderen Rasse zu wohnen oder Eigentum zu haben.

lendes Gelächter aus. Nachdem er sich wieder beruhigt hat, antwortet er auf Xhosa, doch ich verstehe kein Wort. Ich gebe ihm alte Kleidungsstücke und Süßigkeiten für die Kinder als Gastgeschenke.

Madiba Madikizela gehört zur Familie des ersten demokratischen Präsidenten und Volkshelden Nelson Mandela, worauf er sehr stolz ist. Er passt auf, dass auf dem Gelände alles seine Ordnung hat.

Zuerst zeigt Otto mir sein Büro, das sich im zweiten Stock des kleinen Kirchengebäudes befindet. Dort herrscht ein großes Durcheinander. Seine Spezialität sei es, alles zu verlieren, sagt Otto lachend und wirkt dabei wesentlich jünger als seine tatsächlichen 49 Jahre.

Von seinem winzigen Fenster aus kann man den Tafelberg sehen, obwohl wir etwa 20 km von Kapstadt entfernt sind.

Otto, der schwarze Jeans und ein schwarzes T-Shirt trägt, sowie, passend zu seinen deutschen Wurzeln, dunkelblaue Socken in offenen Sandalen, hat schon einiges erreicht.

Bei seinem Organisationstalent und Engagement hat er alte Projekte wieder zum Leben erweckt und neue geschaffen.

8.1. Die Suppenküche von Philippi

„Das Wichtigste ist die Suppenküche“ erzählt Otto. Die habe er eingerichtet, nachdem er sehr zu seinem Erschrecken festgestellt hatte, dass in Nyanga Hunger das allergrößte Problem sei.

„Die Menschen auf der Straße haben mich immer nach etwas zu essen gefragt und die Kinder haben richtig elend ausgesehen. Wenn ich Menschen in ihren Shacks besucht habe, konnte ich die Not kaum fassen“, sagt er. „Wenn ich sie fragte, was sie am Morgen gegessen hätten, bekam ich meist die Antwort: ‚Nichts!‘ Und auf die Frage: ‚Was wirst du heute Abend essen?‘, hieß es: ‚Ich weiß noch nicht. Vielleicht haben die Nachbarn etwas und geben uns davon ab.‘“

Mittlerweile kochen drei Frauen täglich in einem kleinen Container, auf dem in großen Buchstaben „Suppenküche“ steht, warmes Essen. Eine Köchin ist Mutter von zehn Kindern und sehr glücklich, dass diese jetzt immer etwas zu essen haben und sie sogar noch ein paar Rand dazu verdienen kann. Kinder bekommen die Mahlzeit umsonst und es kommen über hundert hungrige Kinder täglich nach der Schule zur Suppenküche. „Eigentlich sollte es von der Regierung Schulspeisung geben, doch irgendwie scheint das nicht richtig zu funktionieren“, murmelt Otto. Erwachsene müssen das Essen bezahlen. 40 südafrikanische Cent für einen Teller Suppe und 60 Cent für Gemüse und Maisbrei (Papp), umgerechnet nicht einmal sechs deutsche

Cent. Es sei wichtig, dass Erwachsene etwas bezahlen müssten, denn „erstens ist es eine Frage des Stolzes und zweitens wüssten sie es nicht zu schätzen, wenn es umsonst wäre“ glaubt Otto. Außerdem gibt es noch einen speziell mit Mineralien und Vitaminen angereicherten „E-Papp“, den vor allem Kranke bekommen, die sonst ihre Medikamente bei Tuberkulose und Aids auf nüchternen Magen nehmen würden.

„Von den Einnahmen werden die Angestellten bezahlt“ erklärt Otto, während wir zu dem grünen Küchen-Container laufen, vor dem schon eine Hand voll Kinder auf ihr Essen wartet.

Sie trinken Milch, von der Otto eine ganze Ladung von einem Supermarkt geschickt bekommen hat, weil das Verfallsdatum abgelaufen ist. Sie sei aber noch eine Weile haltbar, sagt er.

Hinter der Kirche am Rande des Grundstückes hat Otto Kohlstock mit Hilfe von Spendengeldern einen Gemüsegarten angelegt, den jetzt zehn Familien bewirtschaften. Sie ernähren sich von dem geernteten Salat, den Rüben und was sonst noch dort wächst. Was übrig bleibt, verkaufen sie.

Außerdem gibt es noch einen Kindergarten für behinderte Kinder auf dem Gelände, doch der war schon vorher da und wird von NGOs (Non-Governmental Organisations) geleitet, erzählt Otto.

Mit den angrenzenden Räumen hat Otto aber noch einiges vor. Für die Aidskranken, die niemanden haben, der sich um sie kümmert, möchte er ein Hospiz gründen. Zunächst sollen nur acht Betten belegt werden. Diejenigen, denen es besser geht, sollen sich um die Kranken im Endstadium kümmern und in den Tod begleiten.

8.2. Wie Weihnachtssterne HIV-Infizierten helfen

Neben dem Kirchengebäude hat Otto Kohlstock eine Art Bastelstube eingerichtet, in der 18 Frauen und Männer unterschiedlichen Alters an einem langen Tisch sitzen und aus Draht, Schnur und winzigen Perlen Weihnachtssterne und Kugeln basteln (für freundliche Menschen in Deutschland, die das Projekt unterstützen und den recht teuren Weihnachtsschmuck für fünf bis sieben Euro an Freunde und Bekannte verkaufen). Zuerst biegen sie den Draht in die richtige Form und fädeln dann winzige Perlen mit einer Nadel auf einen Faden, den sie um die jeweilige noch freie Stelle des Drahtgestelles wickeln. Ein etwa handtellergroßer Stern besteht aus mehreren hundert Perlen, so dass es bei sorgfältiger Arbeit mehrere Stunden dauert, bis er fertig ist.

Alle haben eines gemeinsam: sie sind HIV-positiv. Von dem Weihnachtsgeschäft im letzten Jahr konnte Otto sie sozusagen fest anstellen und pro Stern oder Kugel bekommen sie nun immerhin 20 Rand (ca. 2,50 Euro). Zwei bis drei Sterne schaffen sie am Tag und damit erhalten sie mehr als sie anderswo verdienen würden. Um dieses Handwerk zu erlernen, sind die Bastler geschult worden. Die Frauengruppe SEWU aus dem Nachbartownship Guguletu hat sie dabei unterstützt.

Eine der Frauen, die besonders gesprächig ist, vor allem als Otto den Raum verlassen hat, um seine Arbeit zu erledigen, erzählt, dass ihre Familie nichts von ihrer Krankheit wisse und alle denken, sie hätte einen „normalen“ Job hier. Die beiden jüngsten Mädchen in der Gruppe sind 20 und 22 Jahre alt. Sie seien die einzigen Jungfrauen, scherzt die Ältere und lacht. Eine von ihnen würde heimlich sogar am Wochenende arbeiten und Sterne basteln, um mehr Geld zu bekommen, sagt eine andere Frau mit einem neidischen Blick auf ihre Nachbarin, die unbeeindruckt weiterarbeitet.

Die Idee des Projektes ist, HIV-infizierten Menschen die Möglichkeit zu geben, sich mit etwas Sinnvollem zu beschäftigen und außerdem ihr Schicksal und ihre Sorgen mit Leidensgenossen zu teilen, klärt mich der Pfarrer später auf. Ich erzähle ihm, dass eine der Frauen sich bei mir beschwert hätte, sie würden zu wenig Geld verdienen. Otto antwortet, dass die HIV-Kranken sich allmählich als etwas ganz Besonderes vorkämen, weil sie überall Unterstützung bekämen. Besucher aus anderen Ländern kämen hauptsächlich ihretwegen vorbei, brächten Geschenke mit, so dass sie langsam etwas übermütig würden. Andere Notleidende hätten dagegen gar keine Chance, an Jobs, Kleidung oder Lebensmittel zu kommen.

8.4. Township-Schicksale

Später zeigt mir Otto eine Mitarbeiterin auf dem Gelände, die vor anderthalb Jahren von mehreren Männern in ihrem Shack vergewaltigt wurde und sich dadurch mit HIV infiziert hat. So etwas passiere in einem Township tagtäglich, sagt Otto, aber das ließe sich in absehbarer Zeit auch nicht ändern. Im gleichen Monat seien ihre Eltern bei einem Autounfall ums Leben gekommen.

Ein 16-jähriges Mädchen, das aufgrund seiner Unterernährung aussieht wie 14, sei vor einer Woche in einem elenden Zustand hier angekommen. Es sei obdachlos und wäre zusammengeschlagen worden. Dieses Mädchen darf jetzt mit in dem kleinen Gemeindehaus von Madiba wohnen und Otto will sich darum kümmern, dass es zur Schule gehen kann. Leider gibt es ein Problem: die Schule in der Nähe hat schon 70 Schüler zuviel auf der

Liste, die auf einen Platz warten. Aber da Otto weiß ist und überdies Xhosa spricht, öffnen sich ihm viele Türen, meint er zuversichtlich als er das Zeugnis des Mädchens der Sekretärin des Schuldirektors überreicht, der in einer Besprechung ist.

„Viele Probleme hier resultieren auch aus einer schlechten Angewohnheit der Schwarzen“, glaubt Otto. Eine Folge der Apartheid sei die Unmündigkeit vieler Schwarzer. Sie habe vor allem bei den ärmeren Schichten zu einer Haltung des „Handaufhaltens“ geführt, die bis heute weit verbreitet sei. „Andere sind verantwortlich und schuld an meiner Situation“, sei eine gängige Überzeugung.

Sogar Sprachstudien belegen das. Wenn ein Xhosa oder Zulu den Bus verpasst, so wird er immer sagen: „Der Bus ist mir davon gefahren“ oder „er hat mich nicht mitgenommen“, die meisten Schwarzen, vor allem in den Townships, verwenden für Aktionen gerne die Passivform.

Statt selbst in Aktion zu treten, überlassen es viele lieber den anderen. Ehrgeiz ist selten, dafür ist Neid umso größer. Aus Neid auf den Besitz des Nachbarn werden tagtäglich zig Shacks in den Townships in Brand gesetzt.

9. Radio Zibonele

In Khayelitscha, dem zweitältesten Township in Südafrika, 30 km vom Zentrum Kapstadts entfernt, befindet sich das „Community Radio“⁶ Zibonele, das vor zwölf Jahren als Piratensender ein Gesundheits- und Aufklärungsprogramm für die Townships ins Leben gerufen hat. Mittlerweile besitzt es eine offizielle Lizenz.

Eva Bendix, auch eine Heinz-Kühn-Stipendiatin, hat 1997 über dieses Township-Radio berichtet. Ich möchte wissen, was aus dem Projekt geworden ist und verabrede mich mit Epaph Mbasi, dem Geschäftsführer von Radio Zibonele in Khayelitscha.

Statt verwahrloster Shacks, wie in den anderen Townships, gibt es hier kleine Steinhäuschen. Nur wenige sind noch aus Wellblechpappe. Sie alle stehen ordentlich nebeneinander und bilden eine kleine Siedlung. Town two ist einer der älteren Stadtteile Khayelitschas. Wer hier wohnt, hat es schon geschafft, dem allergrößten Elend zu entkommen.

Die Menschen schauen offen und neugierig in mein Auto, nicht misstrau-

⁶ *Community Radios sind keine kommerziellen Sender. Sie wollen Konsens erzeugen, die Demokratie stärken und vor allem Community schaffen – daher der Name Community Radio. Sie werden z.T. durch staatliche Förderprogramme unterstützt. Sie senden in Dörfern oder Stadtteilen, in denen auch ihre Moderatoren leben, daher sind sie am täglichen Geschehen sehr nah dran.*

isch wie sonst. Doch Straßen abzuzählen gilt es auch hier, denn Schilder gibt es keine.

Noch immer befindet sich Radio Zibonele in dem blau gestrichenen Container, den auch Eva schon besucht hat.

„Molo, kunjani?“ (wie geht's?), begrüßt mich lässig ein junger Mann mit Dreadlocks auf Xhosa und außer „ngikhona“ (danke gut), weiß ich keine Antwort, und das ist auch noch Zulu.

Zum Glück kann Lennox, so stellt sich der Mann mit den Dreadlocks vor, Englisch. Er sei hier DJ und wir könnten ihn gerne interviewen. Um die hierarchische Reihenfolge einzuhalten, was in Südafrika sehr wichtig ist, spreche ich aber erst mit Epaph Mbasi, dem Manager. Er ist etwa 30 Jahre alt und damit viel jünger als ich vermutet habe. In seinem frisch gebügelt Hemd steht er vor dem Radio-Container und wirkt fast etwas deplaziert, so „aus dem Ei gepellt“, während ich ihn interviewe.

9.1. Der Gesundheitssender für das Volk

Radio Zibonele gibt es schon seit 1992 und war zunächst ein Piratensender, der von einigen Healthworkerinnen (ungelernten Krankenschwestern) und Freiwilligen betrieben wurde, die sich zum Ziel gesetzt hatten, Gesundheitsaufklärung mehr Menschen zugänglich zu machen.

„Zibonele“ heißt soviel wie „stay for yourself“. „Da viele Township-Bewohner Analphabeten sind und kein Englisch beherrschen, sind ein paar Leute damals auf die Idee mit dem Radio gekommen“, erinnert sich Epaph. „So konnten sie schnell und effizient ihre Ratschläge auf Xhosa übermitteln.“ Auch Kindererziehungsprobleme und Hygienefragen sollten mit Hilfe des Senders geklärt werden, da es den Krankenschwestern zu mühselig geworden war, von Haus zu Haus zu marschieren und jeden Einzelnen zu beraten. Das alles war zunächst illegal, da Schwarze in Townships nach dem alten Gesetz keine Erlaubnis bekamen, Radiosender zu betreiben. Doch während der beginnenden Demokratisierungsprozesse, nach den ersten freien Wahlen 1994, war es möglich, legale, öffentliche Gemeinde-Radios zu gründen. So bekam Zibonele von der Regierung seine erste offizielle Lizenz, die seitdem jedes Jahr erneuert wird.

Der Sender arbeitet mit völlig veraltetem Equipment, „aber wir schaffen es, jeden Tag von fünf Uhr morgens bis Mitternacht zu senden, also fast rund um die Uhr“, sagt Epaph stolz. Es gibt nur neun Festangestellte, die die organisatorische Arbeit erledigen. Etwa 35 Freiwillige unterstützen Zibonele als Moderatoren. Sie erhalten lediglich eine kleine Unkostenpauschale für ihre Fahrtkosten und das Material, das sie verbrauchen. Das Geld stammt aus Fördertöpfen der Regierung.

Insgesamt erreichen sie 15.000 Menschen und längst dreht sich das Programm nicht mehr ausschließlich um Gesundheitsaufklärung. Täglich kommen hunderte von Zuhörern persönlich zum Sender oder rufen an, um ihre Probleme zu schildern. Diese sind vielschichtig. Es werden z.B. vermisste Kinder oder verloren gegangene Kleidungsstücke gesucht, die dann über den Sender ausgerufen werden. Manchmal haben die Leute Glück und finden wieder, was sie gesucht haben. Auf jeden Fall ist Radio Zibonele die erste Anlaufstelle, an die sie sich wenden, noch bevor sie evtl. die Polizei einschalten. Als ich da bin, kommt ein Mann in einem viel zu großen,

billigen Anzug herein, der alle seine Kleider während seiner Reise nach Khayelitscha verloren hat.

Aber die Township-Bewohner und Radiohörer wenden sich auch mit anderen Problemen an den Sender. Zum Beispiel kommen einige mit Eheproblemen oder rufen an, wenn sie geschlagen wurden. Manchmal versucht der Moderator ihnen direkt "On Air" zu helfen.

9.2. Alles im Kopf

Nyani Mhsi Maponya (mit einem Schnalzlaut in der Mitte) ist eine der freiwilligen Radio-Moderatorinnen. Ich höre fasziniert bei ihrer Sendung zu, die natürlich auf Xhosa ist und verstehe kein Wort. Ich bin vor allem deshalb fasziniert, weil ständig Leute in das winzige, provisorisch wirkende Studio einfallen und ihr irgendetwas sagen, ihr Zeichen geben oder in den CDs und MDs kramen, die vor ihr liegen. Sie hat kein einziges Blatt Papier vor sich liegen und immer wenn sie "On Air" geht, redet sie einfach drauf los. „Ich habe alles im Kopf“, erklärt sie mir später: „Ich recherchiere vorher zu Hause und merke mir dann alles, was ich sagen will.“ Sie brauche nichts aufzuschreiben, sagt sie und das ist ein Phänomen bei vielen Schwarzen, wie ich später noch feststellen werde. Aus Mangel an Ressourcen waren sie einst gezwungen, sich alles zu merken. Diese Gabe hätten sich viele bewahrt, erfahre ich. Nyani ist 35 Jahre alt und weil sie schon seit zehn Jahren dabei ist, wird sie von ihren Zuhörern liebevoll "Mama Omncane" genannt. So heißt auch ihre Radiosendung, in der es um Frauenprobleme geht. Jede Woche hat sie ein anderes Thema, zu dem die Zuhörer dann anrufen können. Außerdem moderiert Mama Omncane am Wochenende noch eine Kindersendung. Sie hat selbst einen kleinen Sohn, den sie oft mitnimmt und auch jetzt ist er dabei und stopft sich während unseres Interviews mit den Bonbons voll, die ich immer für alle Fälle dabei habe. Mama Omncane

will helfen, dass Frauen mehr Selbstbewusstsein bekommen und über ihre Rechte als Frauen Bescheid wissen.

„Ich habe Glück“, meint sie lachend, „mein Mann ist völlig auf Gleichberechtigung getrimmt.“ Sie will, dass mehr Frauen so etwas finden oder daran arbeiten.

Nyani hat aber auch eigene Wünsche. Sie träumt davon, richtig als Journalistin ausgebildet zu werden und vielleicht sogar einmal als Fernsehmoderatorin zu arbeiten. Aber sie sei schon so alt, sagt sie und kichert dabei. Dann steht sie auf, nimmt ihren Sohn auf die Arme und bindet ihn, nach afrikanischer Sitte, mit einem Handtuch auf ihrem Rücken fest, um nach Hause zu gehen.

9.3. Ein DJ mit Deutschlanderfahrung

Als Nächstes folgt die Musikshow von Lennox, dem Mann mit den Dreadlocks. In seiner Sendung geht es nicht um Probleme; er macht eine reine Musiksendung, in der sich die Hörer etwas wünschen dürfen und er sucht dann, während er mit dem jeweiligen Zuhörer plaudert, die entsprechenden Musiktitel auf CD heraus und spielt sie dann ab. Wie er bloß alles so schnell finden könne, frage ich ihn, als ich mit ihm im Studio sitze. Er sagt, es seien meist moderne Titel und er hätte von jedem Genre etwas dabei. Falls er den gewünschten Titel mal nicht habe, könne er sofort etwas anderes anbieten und die Hörer ließen sich leicht überzeugen. Immer wieder unterbricht er unser Interview, weil er „mal eben ‚On Air‘ gehen muss“ und schwups ist auch schon das Rotlicht an und er plaudert drauf los. Nervosität oder Angst davor, etwas Falsches zu sagen, kennt er nicht. Das kennt eigentlich keiner hier.

Lennox ist 34 Jahre alt und schon seit Anfang an bei Radio Zibonele - ebenfalls freiwillig, ohne Gehalt zu bekommen. Es mache ihm Spaß und außerdem sei er ja eigentlich Musiker und verdiene mit seiner Musikband „Lennox T“ ein wenig Geld, erzählt er. Es reiche zum Leben.

Lennox war schon drei Mal in Deutschland, u.a. in Köln, wie letztes Jahr auf dem Südafrika Festival. Jetzt sei er schon wieder eingeladen. Deutschland ist das einzige Land, das er „overseas“ kennt und damit gehört er schon zu den Privilegierten. Er lebt gerne hier in Khayelitscha, aber es geht ihm auch verhältnismäßig gut. Seine Frau arbeitet als Putzfrau, damit das Familieneinkommen stimmt. Um seine drei Kinder macht er sich keine Sorgen.

„Ich denke fortschrittlich“, sagt Lennox. „Von mir aus kann das Patriarchat abgeschafft werden. Meine Frau und ich sind absolut gleichberechtigt. Wenn

es sein müsste, würde ich auch putzen gehen.“ Viel lieber macht er natürlich seine Musik und hofft, eines Tages vielleicht doch noch damit berühmt zu werden.

10. Die Frauengewerkschaft SEWU und der informelle Sektor

In Guguletu, einem Township etwa 20 km außerhalb von Kapstadt, ist eines der Büros der Frauengewerkschaft SEWU, was für „Self Employed Women’s Union“ steht, also Gemeinschaft selbständiger Frauen.

Etwa ein Dutzend Frauen wartet bereits auf meine Ankunft, alle haben bunte Kleider an. Als ich das Häuschen betrete, sitzen sie erwartungsvoll auf

ihren Stühlen und fächeln sich mit Faltblättern der Organisation Luft zu. Die Schuhe haben sie bereits ausgezogen, weil es so heiß ist.

Die meisten Anwesenden sind über 50, einige sogar über 60 Jahre alt. Auf meine Frage, was sie arbeiten würden, antworten sie zunächst: “I’m not working!“ – Pause - “I’m self-employed!“

Sie gehören zu den 50 Prozent aller afrikanischen Frauen, die sich informell als Straßenhändlerinnen, Gemüse- und Imbissverkäuferinnen oder als Altpapiersammlerinnen durchschlagen müssen. Darum werden sie auch als „survivalists“, Überlebenskämpferinnen bezeichnet. Gemeinsam ist den Frauen in der Schattenwirtschaft, dass sie nie die Gelegenheit hatten, etwas zu lernen, das eine Arbeit im formellen Sektor ermöglicht hätte.

Es gibt zwar auch Männer, die sich z.B. als Lastenträger, Autowäscher oder Schuster anbieten, dennoch machen Frauen den größten Anteil auf dem ungesicherten Arbeitsmarkt aus. Um sich und ihre Familien durchzubringen, fertigen sie auch Handarbeiten an oder bieten selbst genähte Kleidung oder Getränke am Straßenrand an.

Gegenseitige Hilfe gehört zu den Überlebensstrategien im informellen Sektor.

„Hier bei SEWU halten wir alle zusammen“, sagt Rosei Makosa, die Vorsitzende der Westkap-Region mit Stolz: „Wir sorgen dafür, dass alle Frauen, die zu uns kommen, lernen, wie man bestimmte Sachen herstellt, und wir bringen ihnen Verkaufsstrategien bei.“

Außerdem fördert SEWU die Ausbildung von Grundfähigkeiten, wie Geschäftsführung und Konfliktbewältigung sowie andere spezielle Fähigkeiten, wie Hausbau, Tischlern und Elektroinstallation. Dies sind keine traditionellen Tätigkeiten für Frauen, aber ein Bereich, in dem sie gut Geld verdienen und ihre eigenen kleinen Betriebe aufmachen können. Die Frauen müssen einen geringen Teil dieser Fortbildungen selbst finanzieren, wäh-

rend SEWU 80 Prozent der Kosten übernimmt. Teilweise bringen sich die Frauen aber auch untereinander handwerkliche Fertigkeiten bei. Die meisten produzieren traditionelle Perlenarbeiten oder Kleidung.

Die Organisation wurde 1994 nach indischem Vorbild in Durban gegründet.

Allein in der Region Western Cape hat SEWU inzwischen 300 Mitglieder, im ganzen Land sind es ca. 4.000.

Jedes Mitglied muss acht Rand im Monat zahlen (90 Cent). Viele Frauen würden aber wieder aussteigen, sobald sie ihre eigene Existenz aufgebaut hätten, weil ihnen das zu viel Geld wäre. Das sei schade, sagen die Anwesenden einstimmig, sie würden sich freuen, wenn einige der Ex-Mitglieder zurückkämen.

Sylvia Pongoma macht Schmuck und Figuren aus Perlen (beads), wie die meisten Frauen, die heute gekommen sind. Vor fünf Jahren hat die 52-jährige durch SEWU gelernt wie es geht, „dann habe ich mich damit selbständig gemacht“, erklärt sie. „Bei uns zu Hause sind wir sieben Personen. Mein Mann ist Rentner. Er bekommt kaum Geld. Außerdem habe ich fünf Kinder, eines ist HIV-positiv; sie alle muss ich versorgen.“ Silvia hat einen Stand auf dem Markt in Kapstadt. Wenn das Geschäft gut läuft, verkauft sie ein oder zwei Stücke am Wochenende. Doch manchmal, wenn es schlecht läuft, hat sie nicht einmal genügend Geld für die Busfahrt nach Hause oder einen Laib Brot. Dann muss sie sich Geld leihen und später mit Zinsen zurückzahlen. Es ist ein hartes Leben, doch durch SEWU ist sie nicht mehr allein.

Auch Charmain Govindarajod ist über 50 Jahre alt. Neben Basteln und Nähen stellt sie noch afrikanische Heilmittel her. Ihr Traum ist es, ihre Tochter zum Studieren nach Amerika zu schicken. „Manchmal, wenn ich denke, ich schaffe es nicht, gehe ich zu unseren SEWU-Treffen und rede mit den anderen und schon geht es mir wieder besser. Wir unterstützen uns gegenseitig bei allem. Oft singen und tanzen wir und machen uns gegenseitig Mut. Das ist einfach toll!“

„Ich backe für Trauerfeiern und andere Gelegenheiten“, erzählt Priscilla Mbdaga: „Ich laufe überall herum und erzähle was ich mache, und manchmal bestellt jemand dann etwas bei mir.“ Die Mutter von drei Kindern ist seit fünf Jahren bei SEWU. Vorher war sie krank und arbeitslos, jetzt hat sie neuen Lebensmut und träumt von einer Backstube mit anderen Frauen zusammen.

Als ich sie nach ihren Zukunftsplänen frage, antworten die meisten, dass sie ihre Geschäfte vergrößern möchten. Aber vor allem wollen sie auch anderen Frauen helfen! Als Konkurrentinnen sehen sie sich nicht, sondern als Freundinnen und Unterstützerinnen.

Xouswa Nyarashe ist mit ihren 28 Jahren eines der jüngsten SEWU-Mitglieder. Sie lebt mit ihrem Bruder zusammen beim Vater und verkauft

Cola und Süßigkeiten an die Nachbarn. Das Geschäft hätte ihre Mutter aufgebaut, aber die sei weggelaufen und jetzt führe sie es fort. Da der Vater mit seiner Rente die Familie seines verstorbenen Bruders unterstützen müsse, sei ihr finanzieller Beistand sehr wichtig. Xouswa erzählt, dass das Beste an den SEWU-Kursen für sie gewesen sei, zu lernen, wie man mit dem Geld haushält, also wie man seine geringen Einnahmen vermehrt, statt alles direkt wieder auszugeben und am Ende nichts mehr für den Neueinkauf der Waren übrig zu haben. Außerdem habe sie gelernt, wie man mit wenig Geld auskommen kann. „Ich kann mit all meinen Problemen hierher kommen“, sagt Xouswa. „Es ist für mich wie ein zweites Zuhause und die anderen sind meine Mamas!“

Neben der Organisation der kleingewerbetreibenden Frauen in Südafrika, hat sich SEWU auch das „Women Empowerment“, also die Stärkung der Frauen, auf die Fahnen geschrieben. Die Organisation hat schon einige Erfolge im Kampf für die Rechte der Straßenverkäuferinnen verzeichnet.

Lange Zeit wurde den Frauen auf dem ungesicherten Arbeitsmarkt keine Beachtung geschenkt. Ihre Bedeutung im Wirtschaftsgefüge war unklar.

Nur wenn Weltwirtschafts- und Handelsstrukturen zugunsten der Marginalisierten verändert werden, lassen sich laut SEWU die Lebensverhältnisse dieser Frauen im informellen Sektor wirksam und dauerhaft verbessern.

Darum trägt SEWU auch auf internationaler Ebene dazu bei, die Lebensbedingungen bekannter zu machen und Schritte in die richtige Richtung zu unternehmen. So hat die Gewerkschaft an der ILO-Konvention für HeimarbeiterInnen mitgewirkt und beteiligt sich an Forschungsarbeiten zum informellen Sektor. Überdies ist sie Teil des WIEGO-Frauennetzes (Women in Informal Employment: Globalizing and Organizing), das Straßenhändlerinnen weltweit vernetzt.

Am Ende meines Gespräches stehen alle Frauen wie auf Kommando auf und beginnen zu tanzen und zu singen. Dabei klatschen sie in die Hände und wiegen ihre Hüften im Rhythmus. Es sei das SEWU-Lied, erklären sie mir nachher. Am Ende des Liedes strecken sie ihre Fäuste in die Luft und rufen den SEWU-Kampfspruch: „Gemeinsam schaffen wir es!“

11. Black Empowerment und die ANC Women's League

Eine Vorzeige-Frau unter den Schwarzen ist Charlotte Lobe, die Sprecherin der ANC Women's League. Ich treffe sie in ihrem Büro im Parlament von Kapstadt. Mit Mitte 30 hat sie es geschafft. Sie ist in zahlreichen Frauenorganisationen im Land aktiv und hat eine steile Karriere beim ANC hingelegt, in dem sie nach alter Familientradition seit ihrem 18. Lebensjahr

Mitglied ist. Sie ist ein gutes Beispiel der neuen selbstbewussten schwarzen Frauen, die Job und Familie unter einen Hut bringen und von „Black Empowerment“, also der Ermächtigung der Schwarzen, tatsächlich profitiert haben.

Das Regierungsprogramm will durch „Affirmative Action“ (Fördermaßnahmen zugunsten von Schwarzen), dass bei der Jobvergabe in öffentlichen Einrichtungen und bei Privatisierungen die ehemals Benachteiligten begünstigt werden. Bei gleicher Qualifikation soll zuerst eine schwarze Frau vor einem schwarzen Mann, und wenn dies nicht möglich ist, eine weiße Frau und dann erst ein weißer Mann eingestellt werden, bis die südafrikanische Gesellschaft sich tatsächlich auch in der Arbeitswelt widerspiegelt und zwei Drittel aller Angestellten Schwarze sind. Die ehemals Benachteiligten sollen jetzt bevorzugt werden. Die staatlichen Einrichtungen müssen sich daran halten, alle anderen Unternehmen sollten es freiwillig tun.

Am interessantesten finde ich bei unserem Interview ihre Antwort auf meine Frage, wie sie auf die Kritik reagiere, dass jetzt viele Schwarze nur aufgrund der Hautfarbe und nicht aufgrund ihrer Qualifikation Jobs bekämen. Sie antwortet, das fände sie sehr richtig, denn die Schwarzen seien so lange unterdrückt worden, dass es an der Zeit sei, ihnen Verantwortung zu übertragen, auch wenn sie vielleicht noch viel lernen müssten. Aber man wachse mit den Aufgaben, und oft sei es keine mangelnde Qualifikation, sondern nur ein Mangel an Erfahrung gegenüber den alten weißen Managern, Geschäftsführern und Chefs aus der Apartheidzeit.

Jetzt müssten die Schwarzen unbedingt lernen, selbst Verantwortung zu tragen. Sie müssten lernen, wie es ist, selbst Vorgesetzter zu sein oder im Management zu arbeiten und endlich auch einmal etwas zu sagen zu haben.

Auch wenn noch Fehler passierten, sei es sehr wichtig für die Zukunft, dass Schwarze mehr Macht bekämen. Sie würden schon alles lernen, was sie bräuchten. Ich bin überrascht, da ich die Problematik bisher immer aus der anderen Perspektive betrachtet hatte.

Dann brachte Charlotte ein Gleichnis, um mir zu erläutern, was Südafrika tun müsse, um die Vergangenheit zu bewältigen und Gleichberechtigung zu schaffen:

Ich solle mir drei Marathonläufer vorstellen: „Der Erste hat Nike-Schuhe und den besten Trainingsanzug, der Zweite hat ein zerfetztes, gebrauchtes, altes Trikot und der Dritte nicht einmal Schuhe und muss barfuss laufen. Was Südafrika jetzt versucht, ist allen Dreien Nike-Schuhe und gute Trikots zu geben, damit alle die gleiche Ausgangsbasis haben. Doch ist das wirklich gerecht?“ Der erste hätte nie gelitten, fährt sie fort, im Gegensatz zu den beiden anderen. Man müsse ihnen also eigentlich zusätzlich dabei helfen, die

Vergangenheit zu verarbeiten. Das wäre Gerechtigkeit. Ich vermute, dass sie mit dieser Äußerung impliziert, dass Weiße jetzt erst einmal trotz besserer Qualifikationen benachteiligt werden sollten, denn bislang haben sie es besser gehabt. Warum sollten sie nicht auch einmal um Jobs kämpfen müssen?

12. Zukunftsgedanken über Südafrika

Die meisten Menschen in Südafrika haben eine gespaltene Meinung über die Zukunft ihres Landes. Häufig ist von einer unblutigen Transformation (von weiß zu schwarz) die Rede, doch Otto Kohlstock, der Township-Pfarrer ist überzeugt, dass sie mehr als blutig ist. Ein regelrechter Bürgerkrieg herrsche seiner Meinung nach. „Die Schere zwischen Arm und Reich klafft seit dem Ende der Apartheid immer mehr auseinander und es ist kein Ende der Entwicklung in Sicht. Nur einige Wenige, die vorher schon reich waren, sind jetzt noch reicher“, sagt er. Unter ihnen befinden sich die ehemaligen weißen Staatspräsidenten Pieter Willem Botha (1984-1989) und Frederik de Klerk (1989-1994). „Den großen Weißen des Apartheidregimes geht es heute besser denn je“, glaubt auch der Südafrika-Korrespondent Wolfgang Drechsler. „Der Grund dafür ist der historische Kompromiss, mit dem der Neuanfang nach der Apartheid geschaffen wurde: Aufklärung von Menschenrechtsverletzungen gegen Amnestie - das war der Deal, den die damalige Regierungspartei NP unter Präsident de Klerk in der Übergangsregierung bis 1994 gefordert hatte“. Der historische Kompromiss diente vor allem dazu, die eigene Haut zu retten. Keine Strafverfolgung wegen der Apartheid als solcher und damit verbundenen politisch motivierten Straftaten.

Der historische Kompromiss war schmerzhaft. So durften beispielsweise die wirtschaftlichen Besitzverhältnisse – laut der Vereinbarung mit De Klerk – nicht angetastet werden. Das war der Preis dafür, dass das Apartheidregime abdankte und das erste Mal freie Wahlen ausrief, an denen sich auch Schwarze und Farbige beteiligen durften.

Auch zehn Jahre nach den ersten freien Wahlen, und dem ersten schwarzen Präsidenten Nelson Mandela, hat sich wenig an den Besitzverhältnissen geändert. Noch immer liegt der größte Teil des fruchtbaren Landes in der Hand der weißen Minderheit, genauso wie Industrie, Banken, Bergwerke und ein großer Teil der privaten Medien.

„Die Schwarzen haben nie ein Ventil für Vergeltung gehabt“, sagt Otto Kohlstock, „jetzt bringen sich die Menschen gegenseitig um, weil in ihnen eine blinde Aggressivität schlummert, die immer wieder ausbricht.“

„Südafrika ist aber auch in vielen Bereichen ein besseres Land geworden“, glaubt Wolfgang Drechsler. „Ein Land, in dem Weiße wie Schwarze

nicht mehr mit einer großen Unsicherheit leben müssen, sondern wirklich in die Zukunft planen können. Wer die politische und wirtschaftliche Lage Südafrikas mit der vor zehn Jahren vergleicht, wird bemerken, dass sie stabiler geworden ist.“

Der Machtwechsel von Nelson Mandela zu Thabo Mbeki 1999 steht politisch für den Übergang von der Versöhnung zur Versorgung als zentralem Ziel der Politik.

Bereits 1996 hat die Regierung einen neoliberalen Wirtschaftskurs eingeschlagen und setzt auf Weltmarktintegration, was der Wirtschaft zu einem verhaltenen, aber stetigen Wachstum verholfen hat.

„Außerdem hat Südafrika den Übergang zu einer demokratischen Ordnung und einer rechtsstaatlichen Verfassung geschafft“, erklärt Wolfgang Drechsler. „Nach der Übergangsverfassung von 1994 trat am 4. Februar 1997 die neue Verfassung in Kraft. Sie wird weltweit als vorbildlich anerkannt und legt besonderes Gewicht auf den Schutz und die Förderung der Menschenrechte. Dazu gehören auch soziale und wirtschaftliche Rechte, die allen Menschen unabhängig von ihrer Herkunft zustehen und einklagbar sind, sowie Obdach, Zugang zu grundlegender Schulausbildung und Gesundheitsfürsorge.“

Otto Kohlstock befürwortet das „Affirmative Action Programm“. Damit will die Regierung jetzt auch Gerechtigkeit in der Arbeitswelt schaffen und ehemals benachteiligte Bevölkerungsgruppen bei der Einstellung bevorzugen. Vor allem in öffentlichen Einrichtungen wird das Programm bereits umgesetzt. Dort kann man beobachten, dass weiße und schwarze Südafrikaner mit einer Selbstverständlichkeit zusammenarbeiten, die früher undenkbar gewesen wäre. Doch es muss noch viel getan werden im neuen Südafrika.

Das Versprechen der neu gewählten Regierung von 1994, allen Bürgern Arbeit und ein menschenwürdiges Auskommen zu sichern, konnte der ANC bis jetzt nicht einlösen.

„Die Arbeitslosigkeit hat sich seit dem Ende der Apartheid drastisch verschlimmert“, weiß Otto Kohlstock. Eine Million Arbeitsplätze sind im Zuge des Neoliberalismus während der schwarzen Regierungszeit wegrationalisiert worden, fast alle Arbeitsplätze von Schwarzen.

Die mehr als sechs Millionen Arbeitslosen stehen einer kleinen schwarzen Mittelschicht gegenüber.

Nach wie vor lebt die Mehrheit der schwarzen Bevölkerung in Townships unter menschenunwürdigen Bedingungen. In den Straßen der großen Städte leben unzählige obdachlose Kinder und betteln um Geld. Viele kaufen sich davon Benzin und Lösungsmittel zum Schnüffeln.

Die Säuglings- und Kindersterblichkeit ist in den letzten zehn Jahren um über 30 Prozent gestiegen. Schuld sind die hygienischen Verhältnisse und die mangelnde medizinische Versorgung.

Auch das Aidsproblem hat sich verschlimmert: Die HIV-/Aidsrate ist in den letzten zehn Jahren dramatisch angestiegen. Inzwischen sind fünf Millionen Menschen in Südafrika HIV-infiziert oder bereits an Aids erkrankt.

Neben den sozioökonomischen Problemen, die die Regierung in den Griff bekommen muss, vollzieht sich dennoch eine gesellschaftliche Transformation. Sie betrifft vor allem die schwarze Mittelschicht, die immer noch in der Minderheit ist, aber allmählich wächst. Besonders in öffentlichen Ämtern gibt es immer mehr schwarze Mitarbeiter. Die Hoffnung ist groß, dass der „Black Economic Empowerment“-Prozess die gesamte Unternehmenslandschaft umstrukturieren wird.

Es wird sogar von einer „Afrikanischen Renaissance“ gesprochen, denn ein neues schwarzes Selbstbewusstsein ist erwacht, das nun zur Neugestaltung mitmenschlicher Beziehungen beitragen muss.

Südafrika blickt in eine unsichere Zukunft. Die menschenrechtswidrigen Gesetze der Rassentrennung sind zwar abgeschafft, und die Regierung will ein neues Südafrika mit einer selbstbewussten schwarzen Mehrheit aufbauen, doch um die Lebensbedingungen zu verbessern, müssten die Ressourcen gleichmäßiger verteilt werden. Die Zukunft des Landes wird wesentlich davon abhängen, ob dieses Problem bewältigt wird.

13. Danke

Für die tollen Erfahrungen und Begegnungen danke ich allen, die sich Zeit genommen haben, mir etwas über Land und Leute zu vermitteln.

Ein Dankeschön gilt dem Südafrika-Korrespondenten Wolfgang Drechsler, der mir immer wieder Kontakte zu interessanten Gesprächspartnern verschafft hat und auch selbst geduldig Rede und Antwort stand.

Vielen Dank auch an Anneliese Burgess für das Praktikum bei Special Assignment und Dimmakazu Rapotho, die mich durch die Townships begleitete und bei ihrer Familie in Soweto wohnen ließ.

Ich danke dem Township-Pfarrer Otto Kohlstock für seine Bemühungen und die interessanten Einblicke, die er mir gegeben hat.

Aber vor allem möchte ich mich bei der Heinz-Kühn-Stiftung und Ute Maria Kilian bedanken, dass sie diese Horizonterweiterung ermöglicht haben. Ich habe viel gelernt und Unvergessliches erlebt.